

Pittoreske Ansichten
der
Cordilleren

und
Monumente americanischer Völker

von
Alexander von Humboldt.

Zweites Heft.



Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1810.

Pittorische Ansichten

der

Corbilleren

von

Monumente antecanischer Völker

von

Alexander von Humboldt

Zweites Heft



Tübingen

in der J. G. Göttschen Buchhandlung

1810

Dreizehnte Kupfertafel.

Eine aztekische Hieroglyphen-Handschrift, die sich auf der Vatikanischen Bibliothek befindet.

Die mexicanischen Mahlereien, von denen indess nur wenige auf unsre Zeit gekommen sind, haben ein doppeltes Interesse für uns; und zwar eines Theils wegen des Lichts, das sie über die Mythologie und die Geschichte der ersten Bewohner von America verbreiten, und andrer Seits wegen der Aehnlichkeit, welche man zwischen ihnen und der Hieroglyphen-Schrift mehrerer Völker des alten Continents zu finden glaubte. Um in diesem Werk daher alles zu vereinigen, was uns über die Verbindungen belehren kann, welche in den frühesten Zeiten zwischen den, durch Steppen, Gebirge oder Meere getrennten, Völkergruppen Statt gefunden zu haben scheinen, wollen wir hier die Resultate unsrer Untersuchungen über die hieroglyphischen Mahlereien der Americaner mittheilen.

Man findet in Ethiopien Schriftzüge, die eine erstaunliche Aehnlichkeit mit denen des alten Samskrit, und besonders mit den Aufschriften an den Gewölben von Cenarah haben, deren Bau höher, als alle bekannten Perioden der indischen Geschichte hinaufsteigt 1). Auch scheinen die Künste in Meroë und in Axum, einer der ältesten Städte von Ethiopien, schon zu einer Zeit im Flor gewesen zu seyn,

1) S. Herrn Langle's Anmerkungen zu Nordens Reise. B. III. S. 299-349.

da Egypten sich gar noch nicht einmal der Barbarei entwunden hatte. Ein berühmter, in der Geschichte von Indien aufs tiefste unterrichteter, Schriftsteller, Sir William Jones 1), glaubte in den Ethiopiern von Meroë, den frühesten Egyptern und in den Hindu's nur eine und dieselbe Nation zu erkennen. Uebrigens ist es auf der andern Seite beinah gewiss, daß die Abessinier, die man ja nicht mit den *Autochthonen* Ethiopiens verwechseln darf, ein arabischer Stamm waren, und, nach Herrn Langle's Bemerkung, zierten noch im vierzehnten Jahrhundert der gewöhnlichen Zeitrechnung dieselben hemyaritischen Schriftzüge, welche man im östlichen Africa findet, die Thore der Stadt Samarkand. Dies verräth Verhältnisse, die ohne allen Zweifel zwischen Habesch, oder dem alten Ethiopien, und dem Central-Plateau von Asien obgewaltet haben.

Ein langer Kampf zwischen zwei Religions-Sekten, der der Brahmanen und der der Buddhisten, endigte mit der Auswanderung der Chamanen von Thibet nach der Mongolei, nach China und Japan. Wenn Stämme von tatarischer Race nach der Nord-West-Küste von America, und von da südlich und östlich, gegen die Ufer des Gila und Missury gekommen sind, wie etymologische Forschungen 2) anzuzeigen scheinen, so darf man sich noch weniger wundern, daß man unter den halb wilden Völkern des neuen Continents Idole und architectonische Denkmahle, eine Hieroglyphen-Schrift, eine genaue Kenntniß der Jahresdauer, und Traditionen über den ersten Zustand der Welt findet, welche sämtlich an Kenntnisse, Künste und religiöse Meinungen der asiatischen Völker erinnern.

Es ist mit dem Studium der Geschichte des Menschengeschlechts wie mit dem Studium der vielen Sprachen, die

1) Asiat. Researches. Vol. III. S. 5.

2) S. Vater, über America's Bevölkerung. S. 155 - 169.

wir über den Erdboden verbreitet finden, und man würde sich in ein Labyrinth von Muthmaßungen verlieren, wenn man so vielen verschiedenen Racen und Sprachen einen gemeinschaftlichen Ursprung anweisen wollte. Die Wurzeln vom Samskrit, welche man in der Persischen Sprache gefunden, und die vielen Wurzeln der letztern, und sogar des Pehlvi, die man in den Sprachen von germanischem Ursprung 1) entdeckt, geben uns noch kein Recht, den Samskrit, das Pehlvi, oder die alte medische Sprache, das Persische und das Deutsche, als aus Einer und derselben Quelle fliessend, anzusehn. Ja, es wäre abgeschmakt, wenn man überall, wo pyramidalische Denkmahle und symbolische Mahlereien vorkommen, egyptische Colonien annehmen wollte; aber wem sollten die Züge von Uebereinstimmung, welche das große Gemählde der Sitten, der Künste, der Sprachen und Traditionen unter Völkern, die heutzutag so höchst entfernt von einander sind, darbietet, nicht höchlichst auffallen? wer sollte sich enthalten können, die Analogien im Bau der Sprachen, im Styl der Monumente, und in den Fiktionen der Cosmogonien überall, wo sie vorkommen, anzuzeigen, wenn er auch nicht über die geheimen Ursachen dieser Aehnlichkeiten entscheiden kann, und überhaupt keine historische Thatsache bis zur Epoche der Communicationen hinaufreicht, die zwischen den Bewohnern der verschiedenen Climate Statt gefunden haben?

Betrachtet man die graphischen Mittel, welche die Völker angewendet haben, um ihre Ideen auszudrücken, so findet man wahre Hieroglyphen, und zwar bald cyriologische, bald tropische, gleich denen, deren Gebrauch von Ethiopien nach Egypten gekommen zu seyn scheint; man findet symbolische Ziffern, die aus mehreren Schlüsseln bestehen,

1) Adelungs Mithridates, B. I, S. 277. Schlegel über Sprache und Weisheit der Inder, S. 7.

mehr für das Auge, als für das Ohr bestimmt sind, und, gleich den chinesischen Karackteren, ganze Worte ausdrücken, Sylben ziffern, wie die der Mantschu-Tataren, in denen die Selbstlauter mit den Mitlautern eins sind, die aber doch in einzelne Buchstaben aufgelöst werden können, und endlich wahre Alphabete, welche die höchste Vervollkommnung der Analysis der Töne zeigen, und von denen einige, wie das Koreische, nach Herrn Langle's scharfsinniger Bemerkung 1) noch den Uebergang von der hieroglyphischen zur alphabetischen Schrift zu verrathen scheinen.

Der neue Continent zeigt auf seiner ungeheuren Ausdehnung Nationen, welche einen gewissen Grad von Civilisation erreicht haben; man erkennt auf denselben Regierungsformen und Institutionen, welche blos die Wirkung eines langen Kampfs zwischen dem Fürsten und den Völkern, und zwischen der Priesterschaft und der weltlichen Obrigkeit seyn können; man findet Sprachen hier, deren mehrere, wie das Grönländische, das Cora, das Tamanakische, das Totonakische und das Quichua 2) einen Reichthum von grammatikalischen Formen verrathen, den man auf dem alten Continent blos im Congo und bei den Basken, den Resten der alten Cantabrier, antrifft; aber bei allen diesen Spuren von Cultur und Vervollkommnung der Sprachen ist es bemerkenswerth, daß sich keins der eingebornen Völker von America zu der Analysis der Töne erhoben hat, welche zu der bewundernswürdigsten, ja man dürfte sagen, zu der wunderbarsten aller Erfindungen, zu der des Alphabets, führt.

Wir sehen, daß der Gebrauch der Hieroglyphen-Mahlerei bei den Tolteken, Tlascalteken, Azteken und mehreren andern Stämmen gewöhnlich war, die seit dem sie-

1) Nordens Reise, Langle's Ausgabe, B. III. S. 296.

2) Archiv für Ethnographie, B. I. S. 345. Vater, S. 206.

benten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung nach einander auf dem Plateau von Anahuac erschienen; aber nirgends finden wir alphabetische Charaktere, und man möchte glauben, daß die Vervollkommnung der symbolischen Zeichen und die Leichtigkeit, womit man die Gegenstände mahlte, die Einführung der Buchstaben verhindert hätten. Zu Unterstützung dieser Meinung könnte man das Beispiel der Chinesen anführen, welche sich seit mehreren tausend Jahren mit achtzigtausend Ziffern begnügen, die aus zweihundert und vierzehn Schlüsseln, oder Radical-Hieroglyphen zusammengesetzt sind; aber sehen wir bei den Egyptiern nicht den gleichzeitigen Gebrauch eines Alphabets und der Hieroglyphen-Schrift, wie die kostbaren Papyrus-Rollen, welche man in den Einwicklungs-Stoffen mehrerer Mumien gefunden hat, und die in Herrn Denon's mahlerischem Atlas 1) abgebildet sind, mit Zuverlässigkeit beweisen?

Kalm erzählt in seiner americanischen Reise, Herr von Verandrier habe 1746 in den Steppen von Canada, neun Meilen westwärts von Montreal, eine steinerne Tafel gefunden, die auf einem ausgehauenen Pfeiler befestigt war, und auf welcher sich Züge befanden, die man für eine tatarische Inschrift genommen. Mehrere Jesuiten in Quebec versicherten den schwedischen Reisenden, daß sie diese Tafel in Händen gehabt, die der damalige Gouverneur von Canada, der Chevalier Beauharnois, an Herrn von Maurepas, nach Frankreich geschickt habe 2). Zuverlässig ist es sehr zu bedauern, daß man keine weitere Nachricht über ein, für die Geschichte der Menschen so merkwürdiges, Denkmal hat; aber waren in Quebec auch wirklich Männer, welche über den Charakter eines Alphabets zu urtheilen verstanden? Und sollte ein aufgeklärter Minister, der die

1) Denon, Voyage en Egypte, Pl. 136. und 137.

2) Kalm's Reise, B. III. S. 416.

Künste liebte, diese angebliche Inschrift nicht bekannt gemacht haben, wenn sie als solche in Frankreich anerkannt worden wäre?

Die englisch-americanischen Alterthumsforscher haben eine Inschrift zur öffentlichen Kenntniss gebracht, die man für phönizisch gehalten hat, und welche auf den Felsen von Dighton, in der Narangaset-Bai, nahe an den Ufern des Flusses Taunton, zwölf Meilen südlich von Boston, eingehauen ist. Seit Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bis auf unsre Zeiten haben Danforth, Malther, Greenwood und Sewells nach einander Zeichnungen davon gegeben, in welchen man mit größter Mühe nur die Kopien eines und desselben Originals erkennt. Die Eingebornen jener Gegenden zur Zeit der ersten europäischen Niederlassungen hatten eine alte Ueberlieferung, der zu Folge Fremde, die in hölzernen Häusern schifften, den Fluß Taunton, ehemals Assoonet genannt, hinaufgefahren sind. Nachdem diese Fremden die rothen Menschen besiegt, so gruben sie Züge in den Felsen, der heutzutag vom Wasser des Flusses bedeckt ist. Court de Gebelin und der gelehrte Doktor Stiles trugen kein Bedenken, diese Züge für eine karthagische Inschrift anzusehn, und der erste sagt mit dem, ihm natürlichen, aber in Untersuchungen der Art so schädlichen, Enthusiasmus: „daß diese Inschrift recht eigentlich dazu aus „der neuen Welt komme, um seine Ideen über den Ursprung „der Völker zu bestätigen, und daß man in derselben, auf „eine *evidente Art* ein phönizisches Denkmal und ein Gemählde sehe, das eine Allianz zwischen americanischen „Völkerschaften und der fremden Nation vorstelle, die, „mit den Nordwinden, aus einem reichen und industriösen Lande gekommen sey.“

Ich habe die vier Zeichnungen von dem berühmten Stein von Taunton-River sorgfältig untersucht, so wie sie

Herr Lort 1) in den Denkwürdigkeiten der Gesellschaft der Alterthumsforscher in London bekannt gemacht hat. Weit entfernt indeß, eine symmetrische Anordnung von einfachen Buchstaben oder Sylbenzeichen zu erkennen, sehe ich nur eine, kaum entworfene, Zeichnung darin, wie die, so man auf den Felsen von Norwegen 2) und beynah in allen, von scandinavischen Völkern bewohnten, Ländern gefunden hat. An der Form der Köpfe unterscheidet man fünf menschliche Figuren, die ein Thier mit Hörnern umgeben, dessen Vordertheil viel höher ist, als sein Hintertheil.

Auf der Fahrt, die wir, Herr Bonpland und ich, gemacht haben, um die Verbindung zwischen dem Orinoko und dem Amazonas-Strom mit Gewissheit herauszubringen, haben wir auch von einer Inschrift Kenntniß erhalten, von der man uns sagte, daß sie auf der Kette von Granit-Gebirgen gefunden worden sey, die sich, unter dem siebenten Grad der Breite, von dem indianischen Dorfe Uruana oder Urbana bis an die westlichen Ufer des Caura erstrecken. Ein Missionär vom Franciscaner-Orden, Ramon Buero, hatte sich zufällig in eine, durch die Trennung mehrerer Fels-Blöcke entstandene, Höhle geflüchtet, und sah mitten in derselben einen grossen Granit-Block, auf welchem er zusammenhängende Schriftzeichen, in mehrern Gruppen, und auf einer Linie stehend, zu erkennen glaubte. Die beschwerlichen Umstände, in denen wir uns bey unserer Rückkehr vom Rio Negro nach Sanct-Thomas in der Guayana befanden, erlaubten uns unglücklicher Weise nicht, die Wahrheit dieser Beobachtung selbst zu untersuchen. Indefs

1) Account of an ancient Inscription by Mr. Lort, Archaeologia, Vol. VIII. S. 290.

2) Suhm Samlinger til den Danske Historie, B. II. S. 215.

hat mir der Missionär die Kopie einige dieser Charaktere mitgetheilt, die ich hier gestochen gebe.

Z 9 / 3 5 6 7 8

In diesen Zügen könnte man einige Aehnlichkeit mit dem phönizischen Alphabet erkennen; allein ich zweifle sehr, ob der gute Mönch, welchem an dieser angeblichen Inschrift eben nicht viel zu liegen schien, sie mit großer Sorgfalt kopirt habe. Indefs ist bemerkenswerth, daß unter sieben Zeichen keines mehrere Male wiederholt ist. Uebrigens habe ich sie bloß stechen lassen, um die Aufmerksamkeit der Gelehrten, welche einst die Wälder der Guayana bereisen könnten, auf einen, der Untersuchung so würdigen, Gegenstand zu richten.

Es ist aber auch sonst noch merkwürdig, daß dieselbe wilde und öde Gegend, in welcher der Pater Buero Buchstaben, in den Granit eingegraben, zu sehen vermeinte, eine Menge von Felsen enthält, die in außerordentlichen Höhen mit Figuren von Thieren, Vorstellungen von Sonne, Mond und Sternen, und andern, vielleicht hieroglyphischen, Zeichen bedeckt sind. Die Eingebornen erzählen deshalb, daß ihre Voreltern, zur Zeit großer Ueberschwemmungen, in ihren Kähnen bis an den Gipfel dieser Gebirge gekommen seyen, und daß die Steine damahls noch so weich gewesen wären, daß die Menschen mit den bloßen Fingern Züge darauf gemacht haben. Diese Tradition verräth eine Horde, deren Kultur von der des Volks, das ihr vorgegangen, sehr verschieden ist, und offenbahrt eine völlige Unkenntniß vom Gebrauch des Meisels und aller andern metallenen Geräthschaften.

Aus allen diesen Thatsachen zusammen geht hervor, daß es keinen zuverlässigen Beweis für die Kenntniß des

Alphabets unter den Americanern giebt. In Untersuchungen der Art kann man nicht vorsichtig genug seyn, um das, was bloß Werk des Zufalls und das Spiel des Müßiggangs war, nicht mit Buchstaben, oder mit Sylben-Zeichen zu verwechseln. So erzählt Herr Truter 1), daß er auf der südlichen Spitze von Africa, bei den Betjuana's Kinder beschäftigt gesehen, mit einem schneidenden Werkzeug Charaktere auf einen Felsen zu graben, die die vollkommenste Aehnlichkeit mit dem P und dem M des römischen Alphabets gehabt hätten, unerachtet diese rohen Völker unendlich weit von der Kenntniß der Schreibekunst entfernt sind.

Dieser Mangel an Buchstabenschrift, wie ihn schon Christoph Colomb bei seiner zwoten Entdeckung des neuen Continents auf demselben bemerkt hat, führt auf den Gedanken, daß die Stämme von tatarischer oder mongolischer Abkunft, von denen man glauben darf, daß sie vom östlichen Asien nach America gekommen sind, die alphabetische Schrift selbst nicht kannten, oder, daß sie, was unwahrscheinlicher ist, durch ihren Rückfall in die Barbarey, und unter einem Klima, das der Geistes-Entwicklung sehr ungünstig ist, diese wunderbare Kunst, die nur in dem Besitze von wenigen Individuen war, wieder verloren haben. Wir wollen hier die Frage nicht untersuchen, ob das Devanagari-Alphabet an den Ufern des Indus und Ganges schon sehr alt ist, oder ob die Hindu's, wie Strabo 2) nach Megasthenes versichert, die Schreibekunst vor Alexanders Eroberungen gar nicht gekannt haben. Weiter östlich und weiter nördlich, in den Gegenden der einsylbigen Sprachen, so wie in denen der tatarischen, samojedischen, ostiakischen und kamtschadalischen Sprachen, wurde der Gebrauch der

1) Bertuch, geogr. Ephemeriden, B. XII. S. 67.

2) Strabo, Lib. XV. p. 1035—1044.

Buchstaben überall, wo man ihn heutzutage findet, erst sehr spät eingeführt, und es scheint sogar sehr wahrscheinlich, daß der Nestorianische Christianismus erst 1) den Oighur's und den Mantschu-Tataren das Stranghelo-Alphabet gegeben hat, das in den nördlichen Gegenden von Asien noch viel neuer ist, als die runischen Schriftzeichen im Norden von Europa sind. Man braucht daher gar nicht anzunehmen, daß die Kommunikationen zwischen dem östlichen Asien und zwischen America in ein sehr hohes Alterthum hinaufsteigen, um zu begreifen, wie letzterem Welttheil eine Kunst fremd bleiben mußte, welche lange Jahrhunderte hindurch blos in Egypten 2), in den phönizischen und griechischen Colonien, und in dem kleinen Landstrich bekannt war, der zwischen dem mittelländischen Meere, dem Oxus und persischen Meerbusen liegt.

Läuft man die Geschichte derjenigen Völker durch, welche den Gebrauch der Buchstaben nicht kennen, so sieht man beynah überall auf beiden Halbkugeln, wie die Menschen die Gegenstände, welche stark auf ihre Einbildungskraft wirkten, zu zeichnen, und die Dinge damit darzustellen suchten, daß sie einen Theil derselben statt des Ganzen angaben; wie sie ferner Gemählde durch Vereinigung von Figuren oder derjenigen Theile, welche an sie erinnern konnten, zu verfertigen, und so das Andenken an einige merkwürdige Ereignisse zu verewigen strebten. Der Delaware-Indianer gräbt auf seinen Wanderungen durch die Wälder Züge in die Baumrinde, um die Zahl von Männern und Weibern zu bezeichnen, welche er dem Feind getödtet hat, und das konventionelle Zeichen, womit er die Haut bezeichnet, die er von einem Frauenkopf abgezogen, unter-

1) Langlès Dictionnaire tartare-mantchou, S. 18. Recherches asiatiques. B. II. S. 62.

2) Zoëga, de Origine Obeliscorum, S. 551.

scheidet sich nur durch einen Strich von dem, womit er die des Mannes andeutet. Will man daher jede Mahlerei von Ideen vermittelt sinnlicher Gegenstände Hieroglyphen-Mahlerei nennen, so giebt es, wie Herr Zoëga sehr richtig bemerkt, keinen Winkel der Erde, in welchem man nicht Hieroglyphen-Schriften fände; aber dieser Gelehrte, welcher die mexikanischen Mahlereien tief studirt hatte 1), macht auch darauf aufmerksam, daß man die Hieroglyphen-Schrift nicht mit der Darstellung einer Begebenheit, nicht mit Gemälden verwechseln darf, in welchen sich die Gegenstände in Handlung gegen einander befinden.

Schon die ersten Mönche, welche America besucht haben, Valades und Acosta 2), nennen die aztekischen Mahlereien „eine Schrift, ähnlich der der Egyptier.“ Wenn Kircher, Warburton und andre Gelehrten später die Richtigkeit dieses Ausdrucks angegriffen haben, so war es, weil sie die *Mahlereien von gemischter Art*, in welchen wahre, bald cyriologische, bald tropische Hieroglyphen der natürlichen Darstellung einer Handlung beigefügt sind, nicht von der *einfachen Hieroglyphen-Schrift*, wie man sie, nicht auf dem *Pyramidion*, sondern auf den grossen Seitenflächen der Obeliskten findet, unterschieden haben. Die berühmte Inschrift von Thebae, welche Plutarch und Clemens von Alexandrien 3) anführen, und die einzige, deren Erklärung auf uns gekommen ist, drückte in den Hieroglyphen eines Kindes, eines Greisen, eines Geiers, eines Fisches und eines Hippopotamus folgende Sentenz aus: „ihr, die ihr geboren seid, und sterben müßt,

1) Zoëga, S. 525- 534.

2) *Rhetorica christiana*, auctore Didaco Valades; Romae, 1579. P. II. c. 27. p. 93. Acosta, Lib. VI. c. 7.

3) Plut. de Iside; ed. Par. 1624. Tom. II. p. 363. Clem. Alexandr. Stromat. Lib. V. c. 7; ed. Potter, Oxon. 1715, tom. II. p. 670.

„wisset, daß der Ewige die Unverschämtheit verabscheut.“ Um dieselbe Idee auszudrücken würde ein Mexicaner den großen Geist, Teotl, dargestellt haben, wie er einen Verbrecher von sich jagt; gewisse Charactere, die er über die beiden Köpfe gesetzt hätte, würden hinreichend gewesen seyn, das Alter des Kindes und des Greisen anzuzeigen; er hätte die Handlung *individualisirt*; aber der Styl seiner Hieroglyphen-Mahlerei würde ihm kein Mittel angeboten haben, dieses Gefühl von Haß und Rache im Allgemeinen auszudrücken.

Nach den Ideen, welche uns die Alten über die hieroglyphischen Inschriften der Egyptier hinterlassen haben, ist es sehr wahrscheinlich, daß man sie, wie die chinesischen Bücher lesen konnte. Die Sammlungen von den sehr unrichtig sogenannten mexicanischen *Handschriften* enthalten viele Mahlereien, welche man, wie die Reliefs an der Trajans-Säule erklären kann; aber man sieht nur sehr wenige Charactere auf denselben, die recht eigentlich weggelesen werden könnten. Die aztekischen Völker hatten wahre, einfache Hieroglyphen für Wasser, Erde, Luft, Wind, Tag, Nacht, Mitternacht, Wort und Bewegung; sie hatten solche für die Zahlen, die Tage und Monate des Sonnenjahrs; und diese Zeichen gaben, wenn sie dem Gemälde einer Begebenheit beigelegt wurden, auf eine sehr scharfsinnige Weise an, ob die Handlung bei Tag oder bei Nacht vorgegangen war, welches Alter die Personen hatten, welche bezeichnet werden sollten, und welche von ihnen am meisten geredet hatte. Man findet bei den Mexicanern sogar Spuren derjenigen Gattung von Hieroglyphen, welche man *phonetische* nennt, und die Beziehungen nicht auf die Sache, sondern auf die Sprache, welche geredet wurde, andeuten. Bei noch halb wilden Völkern spielen die Namen von Individuen, von Städten und Gebürgen gewöhnlich auf, in die Sinne fallende, Gegenstände, wie auf For-

men der Pflanzen und Thiere, auf Feuer, Luft und Erde, an. Dieser Umstand reichte den aztekischen Völkern die Mittel, die Namen der Städte und ihrer Herrscher zu *schreiben*. Die wörtliche Uebersetzung von Axajacatl, z. B. ist *Wasser-Gesicht*, und von Ilhuicamina, *Pfeil, der den Himmel durchdringt*. Um daher die Könige Moteuczoma, Ilhuicamina und Axajacatl darzustellen, verband der Mahler die Hieroglyphen des Wassers und des Himmels mit der Figur eines Kopfs und eines Pfeils. Die Namen der Städte Macuilxochitl, Quauhtinchan und Tehuilojoccan bedeuten: *fünf Blumen, Haus des Adlers und Ort der Spiegel*, und um diese drei Städte anzuzeigen, mahlte man eine Blume, die auf fünf Punkten stand, ein Haus, aus welchem ein Adlerskopf hervorragte, und einen Spiegel von Obsidian. Solchergestalt gaben mehrere vereinigte einfache Hieroglyphen zusammengesetzte Namen an, und dieses geschah durch Zeichen, welche zugleich zum Auge und zum Ohr redeten. Oft auch waren die Charactere, welche Städte und Provinzen bezeichneten, von den Erzeugnissen des Bodens und der Industrie seiner Bewohner hergenommen.

Aus allen diesen Untersuchungen geht hervor, daß die mexicanischen Mahlereien, welche sich erhalten haben, eine große Aehnlichkeit, nicht mit der Hieroglyphen-Schrift der Egyptier, sondern mit den Papyrus-Rollen haben, welche man in den Einwicklungs-Stoffen der Mumien gefunden hat, und die man auch als *Mahlereien von vermischter Gattung* ansehen darf, weil in denselben symbolische, und isolierte Charactere der Darstellung einer Handlung beigefügt sind. Man erkennt in diesen Papyrus Einweihungen, Opfer, Anspielungen auf den Zustand der Seele nach dem Tod, Tribute, welche den Siegern bezahlt wurden, wohlthätige Wirkungen der Nil-Ueberschwemmungen und landwirthschaftliche Arbeiten. Auch sieht man unter einer Menge Figuren, die in Handlung, oder in Beziehung auf

einander dargestellt sind, eigentliche Hieroglyphen und die isolirten Karaktere, welche zur Schreibkunst gehörten. Aber nicht bloß auf dem Papyrus und den Einwicklungsstoffen der Mumien, sondern auf den Obeliskten sogar findet man Spuren dieser vermischten Gattung, welche die Mahlerei mit der Hieroglyphen-Schrift verbindet. Der unterste Theil und die Spitze der egyptischen Obeliskten enthalten durchgängig eine Gruppe von zwei Figuren, die im Verhältniß zu einander sind, und welche man gar nicht mit den isolirten Charakteren der symbolischen Schrift verwechseln darf 1).

Vergleicht man die mexicanischen Mahlereien mit den Hieroglyphen, womit die Tempel, die Obeliskten und vielleicht selbst die Pyramiden in Egypten verziert waren, und denkt man über den fortschreitenden Gang nach, den der menschliche Geist in der Erfindung der graphischen Mittel, um seine Ideen auszudrücken, genommen hat, so sieht man, daß die Völker von America weit von dieser Vollkommenheit entfernt waren, die die Egyptier erreicht hatten. Wirklich kannten die Azteken die einfachen Hieroglyphen nur sehr wenig. Sie hatten deren für die Elemente, wie für die Verhältnisse von Zeit und Ort; aber nur durch die Menge solcher Karaktere, welche *einzelnen* gebraucht werden können, wird der Gebrauch der Ideen-Mahlerei leicht, und nähert sie sich der *Schreibkunst*. Wir finden bei den Azteken den Keim von phonetischen Charakteren; denn sie verstanden Namen zu *schreiben*, indem sie einige Zeichen zusammenstellten, welche an Töne erinnerten. Diese Kunst hätte sie zu der schönen Entdeckung des Syllabierens leiten, hätte sie dahin bringen können, ihre einfachen Hieroglyphen zu alphabetisieren. Allein wie viele Jahrhunderte hätte es noch gebraucht, bis sich diese Gebürge-Völker,

1) Zoëga, S. 438.

welche mit der Hartnäckigkeit, die den Chinesen, den Japanern und Hindu's eigen ist, an ihren Gebräuchen hiengen, zur Zerlegung der Worte, zur Analysis der Töne und zur Erfindung eines Alphabeths erhoben!

Trotz der großen Unvollkommenheit ihrer Hieroglyphen-Schrift ersetzte den Mexicanern der Gebrauch dieser Mahlereien indess doch den Mangel an Büchern, Handschriften und alphabetischen Charakteren. Zu Montezuma's Zeiten waren viele tausend Menschen mit Mahlen beschäftigt; indem sie entweder ganz neue Gemälde verfertigten, oder schon vorhandene kopierten. Ohne Zweifel trug die Leichtigkeit, womit man das Papier aus Maguey- (*Agaven*) Blättern machte, mit zum häufigen Gebrauch der Malerei bei. Der Papier-Schilf (*Cyperus papyrus*) gedeiht auf dem alten Continent nur an feuchten, gemäßigten Orten; die Maguey hingegen wächst in den Ebenen und auf den höchsten Gebürgen, in den heißesten Gegenden der Erde, so wie auf den Plateau's, wo der Thermometer bis auf den Gefrierpunkt fällt, gleich gut. Von den mexicanischen Handschriften (*Codices mexicani*), welche sich erhalten haben, sind einige auf Hirschhäute, andere auf baumwollenes Tuch, und auf Maguey-Papier gemahlt. Sehr wahrscheinlich gieng der Gebrauch der gegerbten völlig zubereiteten Häute bei den Americanern, wie bei den Griechen und andern Völkern des alten Continents, dem des Papiers voran; wenigstens scheinen die Tolteken die Hieroglyphen-Malerei bereits in der frühen Epoche angewendet zu haben, als sie noch die nördlichen Provinzen bewohnten, deren Klima den Anbau der Agave nicht gestattet.

Bei den Völkern von Mexico waren die Figuren und die symbolischen Charaktere nicht auf besondern Blättern angebracht. Was auch immer der Stoff war, aus dem sie bestanden, so hatten sie doch selten die Bestimmung, Rollen zu bilden; sondern man faltete sie beinah immer Zikzak,

auf eine ganz besondere Weise, etwa wie das Papier an unsern Fächern. Zwei Täfelchen von leichtem Holze waren an die Enden geklebt, und zwar das eine oben, das andere unten, so daß das Ganze, wenn es zusammengeschlagen war, die vollkommenste Aehnlichkeit mit unsern gebundenen Büchern hatte. Aus dieser Art von Einband ersieht man, daß man, wenn eine mexicanische Handschrift, wie unsre Bücher, geöffnet wird, zugleich nur die Hälfte der Charakteren, nemlich diejenigen sehen kann, die auf derselben Seite der Haut oder des Maguey-Papiers stehen. Um alle Blatt-Seiten zu durchgehen (wenn man anders die verschiedenen Falten eines Streifens, der oft zwölf bis fünfzehn Meters lang ist, Blattseiten nennen darf), muß man die ganze Handschrift einmal von der linken nach der rechten, und ein zweitesmal von der rechten nach der linken Seite ausbreiten. In dieser Rücksicht haben die mexicanischen Mahlereien die größte Aehnlichkeit mit den Siamesischen Handschriften auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris, welche gleichfalls zikzak gefaltet sind.

Die Bände, welche die ersten Missionnaires in Neu-Spanien sehr unrichtig mexicanische Bücher nannten, enthielten Aufzeichnungen über viele, und sehr verschiedene, Gegenstände. Es waren historische Annalen des mexicanischen Reichs, Ritualien, welche Monate und Tage anzeigten, wann dieser oder jener Gottheit geopfert werden mußte, kosmogonische und astrologische Darstellungen, Proceß-Stücke, Dokumente, die sich auf den Kataster oder die Eintheilung des Grundeigenthums einer Gemeinde bezogen, Verzeichnisse des Tributs, wie er zu gewissen Zeiten des Jahrs bezahlt werden mußte, genealogische Tafeln, nach denen die Erbschaften und die Erbfolge in den Familien angeordnet wurden, Kalender, welche die Interkalationen des bürgerlichen und des religiösen Jahrs angaben, und Vorstellungen der Strafen, womit die Richter die Verbre-

chen

chen rügen sollten. Auf meinen Reisen durch verschiedene Theile von America und Europa hatte ich den Vorthail, eine weit gröfsere Menge mexicanischer Handschriften zu untersuchen als Zöega, Clavigero, Gama, der Abbé Hervas, der scharfsinnige Verfasser der *Lettere Americane*, Graf Rinaldo Carli, und andere Gelehrten, die nach Boturini über diese Denkmale der alten Civilisation von America geschrieben haben. In der kostbaren Sammlung im Pallast des Vice-Königs von Mexico habe ich Fragmente von Mahlereien gesehen, die auf alle jene aufgezählten Gegenstände Bezug hatten.

Die grofse Aehnlichkeit, welche man zwischen den, in Veletri, Rom, Bologna, Wien und Mexico aufbewahrten, Handschriften findet, ist sehr auffallend, und man möchte sie, beim ersten Blick, samt und sonders für Kopien von einander halten. Alle zeigen eine ausserordentliche Unvollkommenheit in den Umrissen, eine ängstliche Sorgfalt in der Ausführung des Einzelnen, und eine grofse Lebhaftigkeit der Farben, welche alle so angebracht sind, dafs sie die schneidendsten Kontraste bilden. Die Figuren sind gewöhnlich von unterseztem Bau, wie die an den etruskischen Reliefs; aber in Rücksicht auf Richtigkeit der Zeichnung stehen sie unter den unvollkommensten Arbeiten der Mahlerei der Hindu's, der Thibetaner, der Chinesen und Japaner. Man erblickt in den mexicanischen Gemälden ungeheuer grofse Köpfe, unmässig dicke Körper und Füfse, die durch die Länge der Zehen den Vogel-Krallen ähnlich sind. Die Köpfe sind immer in Profil gezeichnet; aber das Auge ist so gestellt, als ob man die Figur von vorne ansähe. Alles dieses zeigt die Kindheit der Kunst an; jedoch mufs nicht vergessen werden, dafs Völker, welche ihre Ideen in Mahlereien ausdrücken, und durch ihren gesellschaftlichen Zustand zu häufigem Gebrauch der vermischten Hieroglyphen-Schrift genöthigt sind, so wenig Werth auf

korrekte Gemähde setzen, als die europäischen Gelehrten auf eine schöne Handschrift in ihren Ausarbeitungen.

Es ist gar nicht zu läugnen, daß die Gebirgsvölker von Mexico zu einer Menschen-Race gehören, welche, gleich mehreren tatarischen und mongolischen Horden, eine Freude daran haben, die Form der Gegenstände nachzuahmen. Ueberall in Neu-Spanien, so wie in Quito und Peru, sieht man Indianer, die sich auf Mahlerei und Bildhauerkunst verstehn. Sie haben es dahin gebracht, alles, was ihnen vor die Augen kommt, knechtisch zu kopiren, und geben, seit der Ankunft der Europäer, ihren Umrissen alle Richtigkeit. Demungeachtet aber bemerkt man in ihren Arbeiten nicht, daß sie von dem Gefühl für das Schöne durchdrungen sind, ohne das sich Mahlerei und Bildhauerkunst nicht über die mechanischen Künste erheben. In dieser Rücksicht, so wie in manchen andern, gleichen die Bewohner der neuen Welt allen Völkern des östlichen Asiens.

Uebrigens ist leicht zu begreifen, wie sehr der häufige Gebrauch der vermischten Hieroglyphen-Mahlerei den Geschmack der Nation verderben mußte; indem er sie an den Anblick von häßlichen Figuren und von Formen gewöhnte, an denen gar kein Verhältniß beobachtet war. Um einen König anzuzeigen, der in einem bestimmten Jahre eine benachbarte Nation überwunden hat, stellte der Egyptier, zur Zeit der Vollkommenheit seiner Schreibekunst, eine kleine Anzahl isolirter Hieroglyphen, welche die ganze Ideenreihe ausdrückte, die man erwecken wollte, auf dieselbe Linie, und diese Charaktere bestanden größtentheils in Figuren von leblosen Gegenständen. Um das nemliche Problem zu lösen, mußte der Mexicaner dagegen eine Gruppe von zwei Personen, nemlich einen König darstellen, der einen Krieger mit dem Wappen der eroberten Stadt zu Boden stürzte. Um die Anwendung dieser historischen Mahlereien zu erleichtern, fieng man bald an, bloß das zu mahlen, was

unumgänglich nöthig war, um die Gegenstände wieder zu erkennen. Warum sollte man einer Figur, die in einer Stellung vorkam, worin sie derselben nicht bedurfte, Arme zugeben? Ueberdies mußten die Hauptformen, durch welche man eine Gottheit, einen Tempel und ein Opfer bezeichnete, bald festgesetzt werden; denn das Verständniß der Mahlereien wäre außerordentlich schwer geworden, wenn jeder Künstler nach Gefallen die Darstellung der Gegenstände, welche er oft zeichnen mußte, hätte verändern dürfen. Hieraus folgt, daß die Civilisation der Mexicaner um vieles hätte zunehmen können, ohne daß sie sich darum versucht gefunden haben würden, die unrichtigen Formen zu verlassen, die man seit Jahrhunderten angenommen hatte. Ein bergbewohnendes, kriegerisches, starkes, aber nach den Schönheitsbegriffen der Europäer äußerst häßliches, Volk, das durch den Despotismus halb zum Vieh herunter gesunken, und an die Ceremonien eines blutigen Gottesdiensts gewöhnt ist, findet sich schon von selbst nicht sehr geneigt, sich zur Betreibung der schönen Künste zu erheben; daher mußte der Gebrauch, zu mahlen, statt zu schreiben, der tägliche Anblick so vieler häßlichen und unverhältnißmäßigen Formen, die Verbindlichkeit, diese beizubehalten, und nicht mehr verändern zu dürfen, alle diese Umstände mußten dazu beitragen, dem schlechten Geschmack unter den Mexicanern ewige Dauer zu geben.

Vergebens suchen wir auf dem Central-Plateau von Asien, oder mehr nördlich und östlich, Völker, die von derjenigen Hieroglyphen-Mahlerei Gebrauch machten, welche man seit dem siebenten Jahrhundert im Lande Anahuac findet. Die Kamtschadalen, die Tongusen und andre sibirischen Stämme, welche Strahlenberg beschrieben hat, mahlen zwar Figuren, die an historische Begebenheiten erinnern, und man findet, wie wir weiter oben bemerkt haben, unter allen Zonen Völker, die sich dieser Art von Mahlerei mehr

oder weniger ergeben haben. Aber es ist noch ein großer Schritt von einem Brette, auf das man einige Charaktere angebracht hat, bis zu den mexicanischen Handschriften, welche alle nach einem gleichmäßigen System verfertigt sind, und die man als die Annalen des Reichs ansehen kann. Indefs ist völlig unbekannt, ob dieses System von Hieroglyphen-Mahlerei auf dem neuen Continent erfunden worden, oder ob es der Auswanderung irgend eines tatarischen Stammes zuzuschreiben ist, der die richtige Jahresdauer kannte, und dessen Civilisation so alt war, als die der Oighurs auf dem Plateau von Turfan. Zeigt uns der alte Continent auch kein Volk, das einen so ausgebreiteten Gebrauch von der Mahlerei gemacht hat, wie die Mexicaner, so liegt der Grund darin, daß wir, weder in Asien, noch in Europa irgendwo die Civilisation ohne die Kenntniß eines Alphabets oder gewisser, dasselbe ersetzender Charaktere, wie die Ziffern der Chinesen und Coreaner, so weit vorangeschritten finden.

Vor Einführung der Hieroglyphen-Mahlerei bedienten sich die Völker von Anahuac der Knoten und mehrfarbigen Fäden, die die Peruaner *Quippus* nennen, und welche man nicht nur bei den Canadern, sondern schon in sehr alten Zeiten bei den Chinesen findet 1). Der Ritter Boturini war noch so glücklich, ächte mexicanische Quippus oder *Nepohualtzitzin* zu erhalten, die im Lande der Tlascalteken aufgefunden wurden. Bei großen Völkerwanderungen gingen die Americaner von Norden nach Süden, wie die Iberier, die Celten und die Pelasger von Osten nach Westen gezogen sind. Vielleicht waren die alten Bewohner von Peru einst über das Plateau von Mexico gekommen; denn

1) Lafitau, Moeurs des sauvages, Tom. I. p. 233. 503. Histoire générale des Voyages, Tom. I. liv. X. Ch. VIII. Martini, histoire de la Chine, p. 21. Boturini, nueva historia de la America septentrional, p. 85.

schon Ulloa'n 1), der den Styl der Peruanischen Architectur sehr genau kannte, war wirklich die große Aehnlichkeit zwischen der Vertheilung der Thüren und Nischen an einigen alten Gebäuden im westlichen Luisiana, und den *Tambos*, die die Incas erbauten, aufgefallen; auch scheint nicht minder bemerkenswerth, daß die Puruay's, nach Traditionen, die in Lican, der alten Hauptstadt des Königreichs Quito, gesammelt wurden, die Quippus lang, ehe sie von Manco-Capac's Abkömmlingen unterjocht wurden, gekannt haben.

Der Gebrauch der Schrift und der Hieroglyphen brachte in Mexico wie in China, die Knoten, oder die *Nepohualt-zitzin* in Vergessenheit. Diese Veränderung gieng etwa im Jahr 648 unsrer Zeitrechnung vor. Ein nördliches, aber schon sehr gebildetes, Volk, die Tolteken, erschienen auf den Gebirgen von Anahuac, östlich vom Golf von Californien. Sie behaupten, aus einem, nord-westwärts vom Flusse Gila gelegenen, Lande, Namens Huehuetlapallan, vertrieben worden zu seyn. Sie bringen Mahlereien mit, die Jahr vor Jahr die Ereignisse ihrer Wanderungen anzeigen, und versichern, dieses ihr Vaterland, dessen Lage uns übrigens völlig unbekannt ist, im Jahr 544, also zu gleicher Zeit verlassen zu haben, da der gänzliche Sturz der Dynastie von Ttsin unter den Völkern von Ost-Asien große Bewegungen verursachte. Dieser Umstand ist sehr merkwürdig; überdies gaben die Tolteken den Städten, die sie gründeten, die Namen der Städte des nördlichen Landes, das sie verlassen mußten. Solchermaßen erführe man denn den Ursprung 2) der Tolteken, der Cirimeken, der Acolhuen und der Azteken, dieser vier Nationen, welche alle dieselbe Sprache redeten, und nach und nach auf gleichem

1) Ulloa, Noticias Americanas, p. 43.

2) Clavigero, Storia di Messico, Tom. I. p. 126. Tom. IV. p. 29. u. 46.

Wege nach Mexico gekommen sind, wenn man je im nördlichen America oder Asien ein Volk entdeckte, dem die Nahmen Huehuetlapallan, Aztlan, Teocolhuacan, Amquemecan, Tehuajo und Copalla bekannt wären.

Bis zum Parallel-Kreis des 53. Grads ist die Temperatur der Nord-West-Küste von America milder, als die der Ost-Küsten. Man möchte wirklich glauben, daß die Civilisation in alten Zeiten unter diesem Clima und selbst unter höhern Breiten Fortschritte gemacht habe; denn noch heutzutag bemerkt man unter dem 57. Grad im Cox-Canal und in der Norfolk-Bai, welche Marchand den Golf von Tchinkjtané nennt, daß die Eingebornen daselbst einen entschiedenen Geschmack für die Hieroglyphen-Mahlerei auf Holz haben. Uebrigens habe ich anderswo 1) die Wahrscheinlichkeit untersucht, ob diese fleissigen Völker, deren Karakter gewöhnlich sanft und offen ist, mexicanische Colonisten sind, die sich, nach der Ankunft der Spanier, nördlich geflüchtet haben, oder ob sie nicht vielmehr von Toltekischen oder Aztekischen Stämmen herkommen, welche, bei Gelegenheit des Einbruchs der Völker von Aztlan, in diesen nördlichen Gegenden geblieben sind. Durch eine glückliche Vereinigung von mehreren Umständen erhebt sich der Mensch oft selbst unter Climates, die der Entwicklung organischer Wesen höchst ungünstig sind, auf einen gewissen Grad von Cultur, und wir haben nahe am Nordpol, in Island, seit dem zwölften Jahrhundert scandinavische Völker Wissenschaften und Künste mit besserem Erfolg treiben sehen, als die Bewohner von Dänemark und Preussen.

Einige Toltekische Stämme scheinen sich mit den Nationen, welche vormals das Land zwischen dem östlichen Ufer des Mississipi und dem Atlantischen Ozean bewohnten,

1) S. meinen pol. Versuch über Neu-Spanien an verschiedenen Stellen. Marchand, Tom. I. p. 258. 261. 299. 375.

vermischt zu haben, die Irokesen und Huronen verfertigten hieroglyphische Gemählde auf Holz, die auffallende Aehnlichkeiten mit denen der Mexicaner haben 1). Sie zeigten z. B. die Nahmen der Personen, die sie bezeichnen wollten, auf gleiche Weise an, wie wir es oben in der Beschreibung eines genealogischen Gemählde angegeben. Die Eingebornen von Virginien hatten Mahlereien, die sie *Sagkokok* nannten, und welche, in symbolischen Charakteren, die Begebenheiten vorstellten, die innerhalb sechszig Jahren Statt gefunden hatten. Es waren große Räder, die man in sechs-
zig Strahlen, oder eben so viele gleiche Theile getheilt hatte. Lederer 2) erzählt, er habe in dem indianischen Dorfe Pommacomek einen solchen hieroglyphischen Cyclus gesehen, auf welchem die Ankunft der Weissen auf den Küsten von Virginien durch die Figur eines feuerspeienden Schwans bezeichnet war, wodurch somit zu gleicher Zeit die Farbe der Europäer, ihre Ankunft zu Wasser, und das Unglück, was ihre Feurgewehre unter den rothen Menschen verbreitet hatten, angegeben wurde.

In Mexico war der Gebrauch der Mahlerei und des Maguey-Papiers weit über die Gränzen von Montezuma's Reich bis an die Ufer des Nicaragua-Sees verbreitet, wohin die Tolteken auf ihrer Wanderung ihre Sprache und Künste gebracht hatten. In dem Königreich Guatemala erhielten die Bewohner von Teochiapan Traditionen, welche bis zur Zeit einer großen und allgemeinen Ueberschwemmung aufstiegen, nach der ihre Voreltern, unter Anführung eines Oberhauptes, *Votan* genannt, aus einem nördlich gelegenen Lande hergekommen waren. In dem Dorfe Teopixca waren sogar noch im sechzehnten Jahrhundert Abköm-

1) Lafitau, Tom. II. p. 43. 225. 416. La Hontan, Voyage dans l'Amérique septentrionale, Tom. II. p. 193.

2) Journal des Savans, 1681. p. 75.

linge der Familie Votan oder Vodan (beide Nahmen sind nur Einer, indem die Tolteken und Azteken die vier Selbstlauter d, b, r und s nicht in ihrer Sprache haben) vorhanden. Wer die Geschichte der skandinavischen Völker in ihren Heroën-Zeiten studirt hat, dem muß es höchlichst auffallen, in Mexico einen Namen zu finden, der an den von Vodan oder Odin erinnert, welcher unter den Scythen regiert, und dessen Stamm, nach Bedas sehr merkwürdiger Behauptung 1), „einer Menge Völker Könige gegeben hat.“

Wenn es wahr wäre, wie mehrere Gelehrten angenommen haben, daß diese nehmlichen Tolteken, welche eine, mit einer großen Dürre verbundene, Pest gegen die Mitte des elften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von dem Plateau von Anahuac verjagt hat, als die Stifter des Reichs der Incas im südlichen America wieder erschienen sind, warum hätten die Peruaner ihre *Quippus* nicht aufgeben sollen, um die Hieroglyphen-Schrift der Tolteken anzunehmen? Beinah zu gleicher Zeit, nehmlich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, hatte ein grönländischer Bischof lateinische Bücher, und vielleicht dieselben, welche die Brüder Zeni 1380 daselbst wieder fanden 2), zwar nicht nach dem Continent von America, aber doch nach Terre-Neuve (Vinland) gebracht.

Es ist unbekannt, ob Stämme von toltekischer Race bis in die südliche Halbkugel, und zwar nicht über die Cordilleren von Quito und Peru, sondern längs der Ebenen, welche sich ostwärts von den Anden gegen die Ufer des Marañon ausdehnen, vorgedrungen sind; indess dürfte man sich durch eine äußerst merkwürdige Thatsache, von der ich während

1) Beda hist. eccles. Lib. I. c. XV. Francisco Nuñez de la Vega, Constitutiones synodales, p. 74.

2) Viaggio de' fratelli Zeni, (Venezia, 1808.) p. 67.

meines Aufenthaltes in Lima Kenntniss erhalten habe, bestimmen lassen, es zu glauben. Der Pater Narcissus Gilbar, vom Franciscaner-Orden, ein durch seinen Muth und Forschungsgeist gleich berühmter Mann, fand nemlich unter den unabhängigen Panos-Indianern, an den Ufern des Ucayale, etwas nördlich von der Mündung des Sarayacu, Hefte von Mahlereien, welche durch ihre äussere Form unsern Quartbänden vollkommen gleichen. Jedes Blatt hatte drey Decimeters Länge und zwey Breite. Die Decke dieser Hefte bestand aus mehreren zusammengeleimten Palm-Blättern, und einem sehr dichten Zellengewebe; Stücke von ziemlich feingewobenem baumwollenem Zeuge stellten die Blätter vor, die durch Fäden mit einander verbunden waren. Als der Pater Gilbar unter den Panos ankam, fand er einen Greis unter einem Palm-Baum sitzen, und von mehreren jungen Leuten umgeben, denen er den Inhalt dieser Bücher erklärte. Im Anfang wollten die Wilden nicht dulden, dass ein Weisser sich dem Greise näherte, und sie liessen dem Missionnaire durch Indianer von Manoa, die einzigen, welche die Sprache der Panos verstanden sagen: „dass diese Gemähde geheime Dinge enthielten, welche kein Fremder erfahren dürfe.“ Nur mit vieler Mühe gelang es dem Pater, sich eins von diesen Heften zu verschaffen, das er nach Lima schickte, um es den Pater Cisneros, den gelehrten Herausgeber einer Zeitschrift 1), welche in Europa übersetzt worden ist, sehen zu lassen. Mehrere Personen von meiner Bekanntschaft hatten dieses Buch vom Ucayale in Händen, dessen sämtliche Seiten mit Mahlereien bedeckt waren. Man unterschied darunter Menschen- und Thier-Figuren, und eine Menge isolirter Charaktere, die man für hieroglyphisch hielt, und die in bewundernswürdiger Ordnung und Symmetrie auf Linien standen. Indess hatte niemand in Lima etwas

1) El Mercurio peruano.

von azteckischen Handschriften gesehen, und so konnte man natürlich nicht über die Identität des Styls von Mahlereien, die achthundert Meilen von einander entfernt gefunden worden, urtheilen.

Der Pater Cisneros wollte dieses Buch im Kloster der Missionen von Acopa niederlegen; allein ob es nun von der Person, der es anvertraut wurde, beim Uebergang über die Cordillera verloren, oder ob es entwendet und heimlich nach Europa geschickt worden ist, kurz, es kam nicht an den Ort seiner ersten Bestimmung, und alle Nachsuchungen, um ein so merkwürdiges Denkmal wieder aufzufinden, dessen Charaktere man nicht einmal hatte kopieren lassen, waren fruchtlos. Indefs hat mir der Missionnaire, Narciss Gilbar, mit dem ich während meines Aufenthalts in Lima aufs freundschaftlichste verbunden war, versprochen, alles anzuwenden, um ein anderes Heft dieser Mahlereien der Panos zu erhalten. Er weiß gewiss, daß mehrere davon unter ihnen sind, und sie sagen selbst, diese Bücher seyen ihnen *von ihren Vätern* überliefert worden. Ihre Erklärung der Gemählde scheint auf eine alte Tradition gegründet, die sich in einigen Familien erhalten hat. Die Manoa-Indianer, denen der Pater Gilbar auftrug, dem Sinn dieser Charaktere nachzuforschen, glaubten zu errathen, daß sie auf Reisen und alte Kriege mit den benachbarten Horden Bezug hätten.

Die Panos unterscheiden sich heutzutag sehr wenig von den übrigen Wilden, die die feuchten und unmäfsig heissen Wälder bewohnen. Nakt, von Bananen und von dem Ertrag der Fischerei lebend, sind sie weit entfernt, die Mahlerei zu kennen, und das Bedürfnis zu fühlen, ihre Ideen durch graphische Zeichen mitzutheilen. Gleich den meisten Stämmen, die sich an den Ufern der großen Flüsse des südlichen America's niedergelassen haben, scheinen sie da, wo man sie gegenwärtig findet, noch nicht sehr alt zu seyn. Was soll man glauben? Sind sie die schwachen Ueberreste

eines civilisirten Volks, das in die Wildheit zurückgesunken ist, oder stammen sie von denselben Tolteken, welche den Gebrauch der Hieroglyphen-Mahlerei nach Neu-Spanien gebracht haben, und die wir, von andern Völkern verdrängt, am Ufer des Sees von Nicaragua verschwinden sehen? Diese Fragen sind für die Geschichte des Menschen von hohem Interesse, und hängen mit andern zusammen, deren Wichtigkeit bis jetzt noch nicht genug erkannt worden ist.

In den Steppen der Guayana, zwischen dem Cassiquiar und dem Conorichite, erheben sich Granit-Felsen, die mit Figuren von Tigern, von Krokodilen und andern Charakteren bedeckt sind, welche man für symbolisch halten dürfte. Aehnliche Zeichnungen findet man fünfhundert Meilen nördlicher und westlicher, an den Ufern des Orinoko, bei Encamarada und Caicara, an den Ufern des Rio Cauca, bei Timba, zwischen Cali und Jelima, kurz auf dem Plateau der Cordilleren selbst, in dem Paramo de Guanacas. Die Eingebornen dieser Gegenden kennen den Gebrauch metallischer Geräthschaften nicht, und alle stimmen darin überein, daß diese Charaktere schon bei der Ankunft ihrer Voreltern in diesen Ländern vorhanden gewesen sind. Haben wir diese Spuren einer alten Civilisation bloß einer einzigen, fleissigen und der Bildhauerkunst ergebenden, Nation, wie die Tolteken, die Azteken, und alle diese, von Aztlan ausgegangenen, Völker-Gruppen, zuzuschreiben? In welcher Gegend muß man den Entstehungspunkt dieser Cultur suchen? Etwa nordwärts vom Rio-Gila, auf dem Plateau von Mexico, oder in der südlichen Halbkugel, auf den hohen Ebenen von Tiahuanacu, welche die Incas selber schon mit Ruinen von ehrfurchtgebietender Grösse bedeckt gefunden haben, und die man als das Himala und Thibet des südlichen America's ansehen darf? Nach dem heutigen Maas unsrer Kenntnisse sind alle diese Probleme unauflösbar.

Wir haben eben untersucht, welches Verhältniß zwi-

schen den mexicanischen Mahlereien und den Hieroglyphen der alten Welt Statt findet. Wir strebten einiges Licht über den Ursprung und die Wanderungen von Völkern zu verbreiten, welche den Gebrauch der symbolischen Schrift und die Verfertigung des Papiers in Neu-Spanien eingeführt haben, und brauchen jetzt nur noch die Handschriften (*Codices mexicani*) aufzuführen, welche, seit dem sechszehnten Jahrhundert, nach Europa gekommen sind, und in öffentlichen und Privat-Bibliotheken aufbewahrt werden. Aber man wird sich wundern, wie selten diese kostbaren Denkmale eines Volkes geworden sind, das auf seinem Gang zur Civilisation dieselben Hindernisse bekämpft zu haben scheint, welche sich den Fortschritten der Künste bei allen Nationen im Norden und selbst im Osten von Asien entgegen setzen.

Nach den Untersuchungen, die ich angestellt habe, scheinen heutzutag nur sechs Sammlungen von mexicanischen Handschriften in Europa zu seyn; nemlich die vom Escorial, die in Bologna, in Veletri, in Rom, in Wien und in Berlin. Der gelehrte Jesuite, Fabrega, der in Herrn Zoëga's Werken häufig angeführt ist, und von dem mir der Ritter Borgia, der Neffe vom Cardinal dieses Namens, einige Handschriften in Bezug auf aztekische Alterthümer mitzutheilen, Güte genug hatte, vermuthet indess, daß die Archive von Simancas in Spanien auch einige der Hieroglyphen-Mahlereien enthalten dürften, welche Robertson mit dem Worte Picture-writings so glücklich bezeichnet hat.

Die im *Escorial* aufbewahrte Sammlung ist von Herrn Waddilove 1), Prediger der brittischen Gesandtschaft in Madrid, bei Gelegenheit von Lord Grantham's Sendung dahin, untersucht worden. Sie hat die Form eines Folio-Bandes, woraus man den Verdacht schöpfen könnte, daß sie blos

1) Robertson's History of America, 1802. Vol. III. p. 403.

Kopie einer mexicanischen Handschrift sey; denn alle Originale, die ich gesehen habe, gleichen Quart-Bänden. Die vorgestellten Gegenstände scheinen zu beweisen, daß die Sammlung im Escorial, gleich denen in Italien und in Wien, entweder astrologische, oder bloße *Ritualbücher* sind, die die Religions-Ceremonien anzeigten, wie sie für einzelne Monatstage vorgeschrieben waren. Unten an jeder Seite steht eine Erklärung in spanischer Sprache, welche zur Zeit der Eroberung hinzugefügt worden ist.

Die Sammlung von *Bologna* befindet sich in der Universitäts-Bibliothek dieser Stadt. Man weiß nicht, woher sie kommt, sondern liest nur auf der ersten Seite, daß diese Mahlerei, welche 326 Centimeters (eils *Palmi romani*) lang ist, den 26. December 1665 von dem Grafen Valerio Zani an den Marquis von Caspi abgetreten wurde. Die Charaktere sind auf eine dicke, schlecht verarbeitete, Haut gezeichnet, und scheinen sich auf die Form der Constellationen und astrologische Ideen zu beziehen. Eine Kopie in bloßen Umrissen von diesem Codex mexicanus in Bologna befindet sich in dem Museum des Kardinals Borgia, zu Veletri.

Die *Wiener* Sammlung, welche fünf und sechzig Seiten hat, ist dadurch merkwürdig geworden, daß sie die Aufmerksamkeit von Doctor Robertson beschäftigte, welcher auch mehrere Seiten davon, ohne Farben, und in bloßen Umrissen, in seinem classischen Werk über die Geschichte des neuen Continents bekannt gemacht hat. Auf der ersten Seite dieser Handschrift liest man: „daß sie von König Immanuel von Portugal an Papst Clemens VII. geschickt wurde, und sich später in den Händen der Cardinäle Hippolytus von Medicis und Capuanus befunden hat.“ Lambeccius 1), welcher einige Figuren aus dem *Codex Vindobonensis* sehr

1) Lambeccii Commentar. de bibliotheca Caesar. Vindobon. ed. 1766, p. 966.

unrichtig stechen liefs, macht die Bemerkung, daß diese Handschrift unmöglich dem Papst Clemens VII. habe zum Geschenk gemacht werden können, indem König Immanuel zwei Jahre vor dessen Erhebung auf den päpstlichen Thron gestorben sey, wohl aber Leo'n X., dem er 1513 eine Gesandtschaft geschickt habe. Allein ich frage, wie konnte man in Europa schon 1513. mexicanische Mahlereien haben, da Hernandez von Cordova die Küsten von Yucatan erst 1517. entdeckte, und Cortez erst 1519. in Vera-Cruz landete? Ist es im geringsten wahrscheinlich, daß die mexicanische Gemähde auf der Insel Cuba gefunden, da die Bewohner derselben doch, trotz der Nähe des Cap Catoche oder Cap Sanct Antonius, in gar keiner Verbindung mit den Mexicanern gestanden zu haben scheinen? Freilich ist die Wiener Sammlung in einer, derselben angehängten, Note nicht *Codex mexicanus*, sondern *Codex Indiae meridionalis* genannt; allein die vollkommene Aehnlichkeit dieser Handschrift mit denen von Veletri und Rom, setzt ihren gemeinschaftlichen Ursprung außer Zweifel. König Immanuel starb 1521, Papst Clemens VII. 1534, und es scheint mir sehr wenig glaublich, daß man vor dem ersten Einzug der Spanier in Tenochtitlan (den 8. November 1519.) zu Rom eine mexicanische Handschrift haben konnte. Zu welcher Zeit sie indess auch nach Italien gekommen seyn mag, so ist wenigstens zuverlässig, daß sie, nach dem sie durch verschiedene Hände gegangen war, 1677. vom Herzog von Sachsen-Eisenach dem Kaiser Leopold zum Geschenk gemacht wurde.

Es ist völlig unbekannt, was aus der Sammlung hieroglyphischer Mahlereien geworden, die sich gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zu London befand, und welche Purchas bekannt gemacht hat. Der erste Vice-König von Mexico, Antonio de Mendoza, Marquis von Mondejar, hatte diese Handschrift an Kaiser Karl V. geschickt, das Schiff,

auf welchem sie sich befand, ward aber von einem französischen Schiff genommen, und so kam sie in die Hände des Andreas Thevet, Geographen des Königs von Frankreich, welcher in eigener Person den neuen Continent besucht hatte. Nach dem Tode dieses Reisenden kaufte Hakluyt, Prediger bei der englischen Gesandtschaft in Paris, die Handschrift um zwanzig Kronen, wodurch sie denn nach London kam, wo Sir Walther Raleigh sie bekannt machen wollte. Die Kosten für den Stich der Zeichnungen verspäteten dieses jedoch bis ins Jahr 1625, wo Purchas, dem Wunsche des gelehrten Alterthumsforscher's, Spelman, gemäß, die Handschrift von Mendoza ganz in die Sammlung seiner Reisen einrückte 1). Diese Figuren wurden von Thevenot 2) in seiner *Relation de divers voyages* wieder kopiert; aber diese Kopie ist, wie der Abbé Clavigero 3) sehr richtig bemerkt hat, voll Fehler, und stellt z. B. Ereignisse, die unter König Ahuizotl vorgefallen sind, unter Montezuma's Regierung.

Einige Schriftsteller 4) haben ausgesprengt, daß das Original dieser berühmten Handschrift auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris sey; allein es scheint zuverlässig, daß seit einem Jahrhundert keine mexikanische Handschrift auf derselben gewesen ist. Wie hätte die, von Hakluyt gekaufte, und nach England gegangene, wieder nach Frankreich zurückkommen sollen? Man kennt heutzutag überhaupt gar keine andere mexicanischen Mahlereien in Paris, als Kopien, die in einer spanischen Handschrift enthalten sind, welche aus der Bibliothek von Sellier kommt, und

1) Purchas, *Pilgrimes*, tom. III. p. 1065.

2) Thevenot (1696.) tom. II. Pl. IV. p. 1 — 85.

3) Clavigero, tom. I. p. 23.

4) Warbunton, *Essais sur les hiéroglyphes*, tom. I. p. 18. (Papillon, *histoire de la gravure en bois*, tom. I. p. 364.

von der wir in der Folge Gelegenheit haben werden, zu sprechen. Dieses, in andern Rücksichten sehr merkwürdige, Werk befindet sich in der prächtigen Manuscripten-Sammlung der kaiserlichen Bibliothek. Es gleicht dem *Codex Anonymus* im Vatican, nro. 3,738, der das Werk des Mönchs Pedro de los Rios ist 1). Der Peter Kircher hat gleichfalls einige von Purchas Kupfern kopieren lassen 2).

Mendoza's Sammlung verbreitet Licht über die Geschichte, den politischen Zustand und das Privat-Leben der Mexicaner. Sie theilt sich in drei Abschnitte, die, gleich den Scandhas der indianischen Puranas, ganz verschiedene Gegenstände behandeln. Der erste Abschnitt enthält die Geschichte der aztekischen Dynastie, von der Gründung von Tenochtitlan an, im Jahr 1325. unsrer Zeitrechnung, bis auf den Tod Montezuma's II. oder eigentlich Monteuczoma Xocojotzin, im Jahr 1520; der zweite ist ein Verzeichniß der Tribute, welche jede Provinz und jede Ortschaft den aztekischen Fürsten bezahlte, und der dritte und letzte giebt einen Abriss des häuslichen Lebens und der Sitten der aztekischen Völker. Der Vice-König Mendoza hatte jeder Seite eine Erklärung in mexicanischer und in spanischer Sprache beisetzen lassen, so daß das Ganze ein, für die Geschichte sehr merkwürdiges, Werk bildet. Trotz der Unrichtigkeit der Umrisse zeigen die Figuren mehrere, äusserst auffallende, Züge aus dem Sittengemälde der Mexicaner. Man sieht die Erziehung der Kinder von ihrer Geburt an bis zu ihrem Eintritt in die Gesellschaft, entweder als Landleute, oder als Krieger, als Künstler und als Priester. Das Maas von Nahrung, wie es jedem Alter gebührt, die Züchtigung, welche beiden Geschlechtern zukommt, alles

1) Siehe oben die Beschreibung der siebenten Platte.

2) Kircheri Oedipus. tom. III. p. 32.

alles war bei diesem Volk aufs genaueste, nicht durch die Gesetze, sondern durch alte Gebräuche bestimmt, von denen man sich nicht entfernen durfte. Durch den Despotismus und die Barbarei der gesellschaftlichen Institutionen gefesselt, ohne Freiheit selbst in den unbedeutendsten Handlungen des häuslichen Lebens, war die ganze Nation in trauriger Einförmigkeit von Gebräuchen und Aberglauben erzogen. Dieselben Ursachen brachten in dem alten Egypten, in Indien, in China, in Mexico, in Peru, und überhaupt überall, wo die Menschen blos mit Einem und demselben Willen belebte Massen vorstellten, und Gesetze, Religion und Gebräuche der Vervollkommnung und der individuellen Glückseligkeit entgegenstanden, die gleichen Wirkungen hervor.

In den Mahlereien von Mendoza's Sammlung sieht man unter andern die Ceremonien, welche bei der Geburt eines Kindes vorgenommen wurden. Die Hebamme spritzte dem Neugeborenen unter Anrufung des Gottes Ometeuctli und der Göttin Omecihuatl, welche in dem Aufenthalt der Seligen leben, Wasser auf Stirne und Brust, und liefs, nach verschiedenen Gebeten ¹⁾, worin das Wasser als Symbol einer Reinigung der Seele angesehen wurde, die Kinder herbeikommen, die man dazu eingeladen, um dem Neu-Geborenen einen Namen zu geben. In einigen Provinzen zündete man bei dieser Gelegenheit noch Feuer an, durch das man das Kind anscheinend gehen liefs, um es mit Wasser und Feuer zugleich zu reinigen. — Diese Ceremonie erinnert an Gebräuche, deren Ursprung sich in Asien in das höchste Alterthum verliert.

Andre Platten von Mendoza's Sammlung stellen die oft grausamen Züchtigungen vor, womit die Eltern ihre Kinder, je nach der Gröfse ihres Vergehens und dem Alter und Ge-

¹⁾ Clavigero, tom. II. p. 86.

Humboldt's pitt. Ans. d. Cordill. II.

schlecht derselben strafen mußten. Eine Mutter setzt ihre Tochter dem Rauch von spanischem Pfeffer (*Capsicum baccatum*) aus; ein Vater sticht seinen achtjährigen Sohn mit Pitte-Blättern, die sich in starke Dornen endigen; und die Mahlerei giebt überhaupt an, in welchem Falle das Kind blos an den Händen gestochen werden kann, und in welchem die Eltern diese schmerzliche Operation an seinem ganzen Körper vornehmen dürfen. Ein Priester (*Teopixqui*) züchtigt einen Novitzen dafür, daß er eine Nacht ausser den Tempelmauren zugebracht hat, indem er ihm Feuerbrände um den Kopf wirft. Ein anderer Priester ist sitzend dargestellt, wie er die Sterne beobachtet, um die Mitternachtstunde anzeigen zu können; um dieses verständlich zu machen, ist die Hieroglyphe der Mitternacht über sein Haupt gestellt, und eine Linie von Puncten von seinem Aug' aus gegen einen Stern hingezogen ¹⁾. Auch sieht man mit Interesse Frauen, welche an der Spindel spinnen, oder hochschäftige Tapeten wirken, einen Goldarbeiter, der durch ein Blaseröhrchen die Kohle anbläst; einen Greis von siebenzig Jahren, dem das Gesetz, wie jeder Frau, welche Großmutter war, sich zu berauschen erlaubte; eine Ehe-Kupplerin, *Cihuatlanque* genannt, welche die Jungfrau auf ihrem Rücken in des Bräutigams Haus trägt, und endlich auch die ehliche Einsegnung, deren Ceremonie darin bestand, daß der Priester, oder *Teopixqui*, das Mantel-Blatt (*tilmatli*) des Manns mit dem Rock-Blatt des Mädchens (*Huepilli*) zusammenknüpfte. Ueberdies enthält Mendoza's Sammlung noch mehrere Figuren von mexicanischen Tempeln (*Teocallis*), in welchen man das pyramiden-förmige Monument, wie es in Absätze getheilt war, und die kleine Kapelle, das *vesos*, auf der Spitze, sehr deutlich erkennt. Die verwickeltste und scharfsinnigste Mahle-

1) Thevenot, tom. II, Pl. IV. fig. 49, 51, 55, 61.

rei in diesem *Codex mexicanus* hingegen stellt einen *Tla-toani*, oder Gouverneur einer Provinz, vor, der erdrosselt wird, weil er sich gegen seinen Souverän empört hat; denn dasselbe Gemälde erinnert an das Verbrechen des Gouverneurs, an die Züchtigung seiner ganzen Familie, und an die Rache, welche seine Vasallen an den Staats-Bothen, die die Befehle des Königs von Tenochtitlan brachten, genommen haben 1).

Trotz der grossen Menge von Gemälden, welche als Denkmale des mexicanischen Götzendienstes angesehen, und als solche zu Anfang der Eroberung auf Befehl der Bischöfe und Missionnäre verbrannt wurden, war doch der Ritter Boturini 2), dessen unglückliches Schicksal wir weiter oben erzählt haben, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts noch glücklich genug, nahe an fünf hundert hieroglyphische Gemälde zusammen zu bringen. Diese Sammlung, die schönste und reichste von allen, wurde, gleich der von Siguenza, wovon sich einige schwache Ueberreste noch bis zur Vertreibung der Jesuiten auf der Bibliothek von Sanct Peter und Paul erhalten hatten, zerstreut. Ein Theil der, von Boturini gesammelten, Gemälde war auf einem spanischen Schiffe, das von einem englischen Corsaren genommen wurde, nach Europa geschickt worden, und man hat nie erfahren können, ob sie wirklich nach England gekommen sind, oder ob man sie nicht, als grobe und schlecht gemahlte Zeuge ins Meer geworfen hat. Zwar hat mich ein sehr unterrichteter Reisender versichert, daß man auf der Oxforder Bibliothek einen *Codex mexicanus* zeige, der in Lebhaftigkeit der Farben dem Wiener gleichkomme; allein der Doctor Robertson sagt in der neusten Ausgabe seiner Geschichte von America ausdrücklich, daß sich in Eng-

1) Thevenot, fig. 52, 53, 58, 62.

2) Boturini tableau général, p. 1 — 96.

land kein andres Denkmal von mexicanischer Industrie und Civilisation befinde, als eine goldene Schaale von Montezuma, welche Lord Archer gehöre. Wie hätte die Oxforder Sammlung auch dem berühmten schottischen Geschichtschreiber unbekannt bleiben können?

Der grösste Theil von Boturini's Haudschriften indess, die ihm in Neu-Spanien confiscirt wurden, ist von Personen, welche den Wehrt derselben gar nicht kannten, zerrissen, gestohlen und zerstreut worden, und das, was noch heutzutag im Pallaste des Vice-Königs davon übrig ist, besteht blos in drei zusammengebundenen Päckchen, jeder von sieben Decimeters ins Gevierte, und fünf Höhe. Diese sind in einem der feuchten Gemächer zu ebener Erde geblieben, aus welchen schon der Vice-König, Graf von Revillagigedo, die Regierungs-Archive wegnehmen liess, weil das Papier sich in denselben mit furchtbarer Schnelligkeit veränderte; und man wird ganz unwillig, wenn man die Verlassenheit sieht, in welcher sich diese kostbaren Ueberreste einer Sammlung befinden, die so viel Sorgen und Mühe gekostet hat, und die der unglückliche Boturini, mit dem, allen unternehmenden Menschen eigenen, Enthusiasmus in der Vorrede zu seinem *Essai historique*: „das einzige Gut nennt, welches er in Indien besitze, und das er „nicht gegen alles Gold und alles Silber der neuen Welt vertauschen möchte.“ Ich lasse mich hier nicht darauf ein, die, im Pallast der Vice-Könige zu Mexico befindlichen, Gemähle einzeln zu beschreiben, sondern bemerke nur, dafs welche darunter sind, die über sechs Meters Länge und zwei Breite haben, und die Wanderungen der Azteken vom Rio Gila bis in das Thal von Tenochtitlan, die Gründung mehrerer Städte, und die Kriege mit den benachbarten Völkern darstellen.

Auf der Universitäts-Bibliothek von Mexico sind keine Original-Hieroglyphen-Gemähle mehr vorhanden, und

ich habe blos einige Kopien in blossen Umrissen, ohne Farben, und sehr nachlässig gemacht, auf derselben gefunden. Die reichste und schönste Sammlung dieser Stadt ist heutzutage die von Don José Antonio Pichardo, Mitglied der Congregation von San Felipe Neri. Das Haus dieses fleissigen und unterrichteten Mannes war für mich, was Siguenza's seines für den reisenden Gemelli gewesen ist. Der Pater Pichardo hat sein kleines Vermögen aufgeopfert, um aztekische Gemälde zu sammeln, und alle diejenigen, welche er nicht eigen bekommen konnte, zu kopieren, auch hat ihm sein Freund Gama, Verfasser mehrerer astronomischen Schriften, alles vermacht, was er von kostbaren hieroglyphischen Handschriften besaß. So sammeln und erhalten einzele, und nicht die reichsten, Privatleute auch auf dem neuen Continent, wie fast überall, Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der Regierungen beschäftigen sollten.

Ob im Königreich Guatemala oder im Innern von Mexico Personen sind, welche ein gleicher Eifer belebt, wie den Pater Alzate, Velasquez und Gama, ist mir unbekannt. Die Hieroglyphen-Gemälde sind heutzutage, wenigstens in Neu-Spanien, so selten, daß die meisten Bewohner desselben nie welche gesehen haben, und unter den Ueberresten von Boturini's Sammlung ist keine einzige Handschrift so schön, wie die *Codices mexicani* in Veletri und Rom. Indefs zweifle ich gar nicht daran, daß sich noch viele, für die Geschichte wichtige, Gegenstände in den Händen der Indianer befinden, welche die Provinz Mechuacan, die Intendantschaften von Mexico, Puebla und Oaxaca, die Halb-Insel Yucatan und das Königreich Guatemala bewohnen. Diefs sind die Gegenden, wo die, von Aztlan ausgegangenen, Völker einen gewissen Grad von Civilisation erreicht hatten, und ein Reisender, welcher die aztekische, die taraskische und die Maya-Sprache verstände, und sich das Zutrauen der Eingebornen zu erwerben wüßte, würde

noch heutzutag, dreihundert Jahre nach der Eroberung, und hundert nach des Ritters Boturini's Reise, eine schöne Anzahl mexicanischer Geschicht-Gemähldes zusammen bringen können.

Der *Codex mexicanus* im Borgia'schen Museum zu *Veletri* ist die schönste unter allen mexicanischen Handschriften, welche ich je untersucht habe. Wir werden später, bei Erklärung der fünfzehnten Kupfertafel, weiter davon zu reden Veranlassung bekommen.

Die, in der königlichen Bibliothek zu *Berlin* befindliche, Sammlung enthält verschiedene aztekische Mahlereien, welche ich während meines Aufenthalts in Neu-Spanien gekauft habe. Die zwölfte Kupfertafel zeigt zwei Fragmente derselben, und enthält Verzeichnisse von Tributen, Genealogien, Geschichten mexicanischer Wanderungen, und einen, zu Anfang der Eroberung gemachten, Kalender, in welchem die einfachen Hieroglyphen der Tage mit den Figuren von Heiligen, in aztekischem Style gemahlt, zusammengestellt sind.

Die vatikanische Bibliothek zu *Rom* besitzt in ihrer kostbaren Handschriften-Sammlung zweien *Codices mexicani* unter den Numern 3,738 und 3,776 des Katalogs. Diese, so wie die Handschriften von *Veletri*, kannte der Doctor Robertson bei seiner Aufzählung der mexicanischen Gemähldes in den verschiedenen europäischen Bibliotheken nicht. Mercatus 1) berichtet in seiner Beschreibung der römischen Obeliske, dafs zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zwei Sammlungen von Original-Gemählden im Vatikan gewesen seyen, und man möchte glauben, dafs eine derselben völlig verlohren wäre, wenn es anders nicht die auf der Bibliothek des Instituts von Bologna befindliche ist. Die andre hingegen wurde 1785 von dem Jesuiten Fabrega, nach fünfzehnjährigem Suchen, wieder aufgefunden.

1) Mercatus, degli Obelischi di Roma C. II. p. 96.

Der *Codex mexicanus* nro. 3,776, dessen Acosta und Kircher bereits erwähnten 2), hat 7^m, 87 oder 31 $\frac{1}{2}$ Palmen Länge, und 0^m, 19, oder sieben Zoll ins Gevierte. Seine acht und vierzig Faltungen bilden sechs und neunzig Seiten, oder eben so viele Abtheilungen, die auf beiden Seiten durch mehrere zusammengeklebte Hirschhäute bezeichnet sind. Jede Seite ist wiederum in zwei Felder abgetheilt; die ganze Handschrift hingegen enthält nur hundert und sieben und siebenzig solcher Felder, weil die acht ersten Seiten die einfachen Hieroglyphen der Tage, in parallelen Reihen und nahe an einander geordnet enthalten. Die dreizehente Kupfertafel des mahlerischen Atlases giebt eine genaue Kopie von einer dieser Faltungen, oder von einer Seite des *Codex vaticanus*, und da sich alle Seiten in der allgemeinen Anordnung völlig gleichen, so reicht diese Kopie hin, um einen Begriff von dem ganzen Buch zu erhalten.

Der Rand von jeder Faltung ist in sechs und zwanzig kleine Felder abgetheilt, welche die einfachen Hieroglyphen der Tage enthalten. Letzterer sind zwanzig, welche periodische Reihen bilden. Da ein kleiner Cyclus dreizehn Tage hat, so folgt daraus, daß die Reihe der Hieroglyphen von einem Cyclus in den andern hinüberreicht. Der ganze *Codex vaticanus* enthält hundert und sechzehn solcher kleinen Cyclus, oder zweitausend zweyhundert und neunzig Tage. Wir lassen uns hier nicht in nähere Untersuchungen dieser Unterabtheilungen der Zeit ein, indem wir uns vorgenommen haben, weiter unten die Erklärung des mexicanischen Kalenders, eines der verwickeltsten, aber auch der scharfsinnigsten, welche die Geschichte der Astronomie aufgestellt hat, zu geben. Jede Seite stellt in den zwei Unterabtheilungen, von denen wir gesprochen, zwei Gruppen mythologischer Figuren dar. Aber man würde sich in lee-

1) Zoëga, de orig. obeliscorum, p. 531.

ren Muthmassungen verlieren, wenn man diese Allegorien erklären wollte; indem es den Handschriften von Rom, Veletri, Bologna und Wien ganz an dergleichen erklärenden Noten fehlt, wie hier der Vice-König Mendoza der, von Purchas herausgegebenen, Handschrift beisetzen liefs. Uebrigens wäre zu wünschen, dafs irgend eine Regierung diese Ueberreste alter mexicanischer Civilisation auf ihre Kosten bekannt machen lassen möchte; denn nur durch die Vergleichung mehrerer Monumente würde man den Sinn dieser, theils astronomischen, theils mystischen, Allegorien herausbringen. Wären von allen griechischen und römischen Alterthümern blos einige geschnittene Steine oder einzelne Münzen auf uns gekommen, so würden natürlich die einfachsten Anspielungen dem Scharfsinn der Alterthumsforscher entgangen seyn. Und wie viel Licht hat das Studium der Basreliefs über das der Münzen verbreitet?

Zoëga, Fabrega und andre Gelehrten, die sich in Italien mit mexicanischen Handschriften beschäftigt haben, sehen den *Codex vaticanus*, so wie den von Veletri, als *Tonalamatls*, oder *Ritual-Almanache*, d. h. als Bücher an, welche dem Volk für mehrere Jahre die Gottheiten, welches über den kleinen Cyclus von dreizehn Tagen walteten, und während dieser Zeit das Schicksal der Menschen regierten, ferner die religiösen Ceremonien, die man zu beobachten hatte, und besonders die Opfer angaben, welche den Idolen dargebracht werden mußten.

Die dreizehente Kupfertafel in meinem Atlas, welche die Copie der sechs und neunzigsten Seite des *Codex vaticanus* liefert, enthält auf der linken Seite eine Anbetung. Die Gottheit hat einen Helm auf, dessen Zierathen sehr merkwürdig sind. Sie sitzt auf einer kleinen Bank; *Jcpalli* genannt, vor einem Tempel, von welchem blos die Spitze oder die kleine Kapelle auf der Höhe der Pyramide vorgestellt ist. Die Anbetung bestand in Mexico, wie im Orient,

in der Ceremonie, den Boden mit der rechten Hand zu berühren, und diese Hand alsdann an den Mund zu bringen. In der Zeichnung nro. I. ist diese Anbetung durch eine Kniebeugung ausgedrückt. Die Stellung der Figur, welche sich vor dem Tempel niederwirft, kommt auch auf mehreren Mahlereien der Hindus vor.

Die Gruppe, nro. II. stellt die berühmte *Frau mit der Schlange*, *Cihuacohualt*, auch Guilaztli oder Tonacacihua, *Frau von unsrem Fleische*, genannt, vor. Sie ist die Gefährtin von Tonacateuctli, und die Mexicaner sahen sie als die Mutter des Menschengeschlechts an. Nach dem Gott des *himmlischen Paradieses*, Ometeuctli, behauptete sie den ersten Rang unter den Gottheiten von Anahuac, und man sieht sie immer in Begleitung einer grossen Schlange abgebildet. Andre Mahlereien enthalten eine bunte Natter, die von dem grossen Geiste, Tezcatlipoca, oder der personifizierten Sonne, dem Gott Tonatiuh, in Stücke gehauen wird. Diese Allegorien erinnern an alte, asiatische Traditionen. Man glaubt in der *Frau mit der Schlange* der Azteken die Eva der semitischen Völker, und in der, in Stücke gehauenen, Natter die berühmte Schlange Kaliya, oder Kalinaga zu sehen, welche Wischnu überwunden, nachdem er die Gestalt von Krischna angenommen hatte. Auch scheint der mexicanische Tonatiuh mit dem Krischna der Hindu's, wie er in dem Bhagavata Purana besungen ist, und mit dem Mithras der Perser, identisch zu seyn. Ueberhaupt steigen die ältesten Traditionen der Völker zu einem Zustand der Dinge empor, da die Erde mit Sümpfen bedeckt, und von Nattern und andern Thieren von riesenmässiger Grösse bevölkert war. Erst durch Austrocknung des Bodens befreite das wohlthätige Gestirn dieselben von diesen Wasser-Ungeheuern.

Hinter der Schlange, welche mit der Göttin Cihuacohualt zu reden scheint, befinden sich zwei nackte Figuren,

von verschiedener Farbe, und in der Stellung, als ob sie sich mit einander schlügen. Man möchte glauben, daß sich die beiden Gefässe, die man unten auf dem Gemählde sieht, und deren eines umgestürzt ist, auf die Ursache dieses Streits bezögen. Die *Frau mit der Schlange* wurde in Mexico als die Mutter von Zwillingen angesehen, und vielleicht sind diese beiden nackten Figuren ihre Kinder, welche in diesem Fall an die Brüder Cain und Abel in der hebräischen Tradition erinnern. Uebrigens zweifle ich, ob die Farbenverschiedenheit an diesen beiden Figuren auf eine Verschiedenheit der Race hindeutet, wie in den egyptischen Gemälden, welche man in den Gräbern der Könige zu Thebae gefunden hat, und in den, aus Erde geformten, und auf den Mumien-Kästen von Sakhara 1) angebrachten, Zierathen. Denn studiert man die historischen Hieroglyphen der Mexicaner mit Sorgfalt, so glaubt man zu sehen, daß die Köpfe und Hände der Figuren bei ihnen nur zufällig, bald gelb, bald blau, bald roth gemahlt wurden.

Die Cosmogonie der Mexicaner, ihre Traditionen über die Mutter der Menschen, welche von ihrem ersten Zustand von Glück und Unschuld herabgesunken ist; die Idee einer grossen Ueberschwemmung, der nur eine einzige Familie auf einer Flösse entronnen ist; die Geschichte eines pyramidalförmigen Gebäudes, welches der Menschen Hochmuth aufgeführt, und Gottes Zorn wieder zerstört hat; die Abwaschungs-Ceremonien bei der Geburt der Kinder; diese Idole, die aus Mais-Mehl geknetet, und stückweise an das, in dem Bezirk des Tempels versammelte, Volk vertheilt wurden; diese Sündenbekenntnisse der Reuevollen; diese religiösen Vereinigungen, welche unsern Manns- und Frauen-Klöstern gleichen; dieser, allgemein verbreitete, Glauben, daß weisse Menschen mit langen Bärten und von grosser Hei-

1) Denon, Voyage en Egypte, p. 298 - 313.

ligkeit des Lebens das religiöse und politische System der Völker verändert hätten; — alle diese Umstände hatten die Geistlichen, welche die spanische Armee zur Zeit der Eroberung begleiteten, glauben gemacht, daß das Christenthum schon vor sehr fernen Zeiten auf dem neuen Continent gepredigt worden wäre, und mexicanische Gelehrte 1) vermeinten sogar, den Apostel Thomas in dieser mystischen Person, dem Oberpriester von Tula, zu erkennen, den die Cholulaner unter dem Namen Quetzalcoatl kannten. Indefs ist kein Zweifel, daß sich der Nestorianismus, vermischt mit den Dogmen der Buddhisten und Chamanen 2), durch die Mantschu-Tatarei nach dem Nord-Osten von Asien verbreitet hat, und man könnte daher mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß den mexicanischen Völkern, den Bewohnern dieser nördlichen Gegenden, aus welchen die Tolteken ausgegangen sind, und die wir als die *officina virorum* der neuen Welt ansehen dürfen, christliche Ideen mitgetheilt worden seyen.

Dieser Gedanke wäre übrigens immer noch annehmlicher, als die Muthmaßung, nach welcher die alten Traditionen der Hebräer und Christen durch scandinavische Colonien, die sich vom eilften Jahrhundert an auf den Küsten von Grönland, in Labrador, und vielleicht sogar auf der Insel Terre neuve, gebildet hatten, nach America gekommen sind. Freilich ist nicht zu zweifeln, daß diese europäischen Colonisten einen Theil des Continents, den sie *Drogeo* nannten, besucht haben. Auch kannten sie Länder, welche süd-westlich gelegen, und von Anthropophagen, die sich in bevölkerten Städten vereinigt hatten, bewohnt

1) Siguenza, Opera inedita. Eguara, Bibl. mexicana, p. 78.

2) Langle's, Rituel des Tartares - Mantchoux, p. 9. u. 14. Georgi, Alphabet. Tibetanum, p. 298.

waren. Allein, ohne hier zu untersuchen, ob diese Städte die der Provinzen Ichiaca und Confachiqui waren, welche Hernando de Soto, der Eroberer von Florida, besucht hat, brauchen wir blos zu bemerken, daß die religiösen Ceremonien, die Dogmen und Traditionen, welche die Einbildungskraft der ersten spanischen Missionäre beschäftigten, ohne Zweifel schon seit der Ankunft der Tolteken, und somit drei oder vier Jahrhunderte vor den Fahrten der Scandinaven nach den Ost-Küsten des neuen Continents, in Mexico vorhanden waren.

Die Geistlichen, welche mit Cortez und Pizarro's Armee in Mexico und Peru eindringen, waren von selbst schon geneigt, die Analogien zu übertreiben, die sie zwischen der Cosmogonie der Azteken und den Dogmen der christlichen Religion zu erkennen glaubten. Voll von hebräischen Traditionen, und nur unvollkommen in den Sprachen des Landes und in der Bedeutung der hieroglyphischen Gemälde unterrichtet, bezogen sie alles auf das System, welches sie sich gebildet hatten, gleich den Römern, die bei den Germanen und Galliern blos ihren eigenen Gottesdienst und ihre Götter wieder sahen. Wendet man eine gesunde Kritik an, so findet man nichts bei den Americanern, was uns nöthigen könnte, zu glauben, daß sich die asiatischen Völker nach der Gründung der christlichen Religion in dem neuern Continent verbreitet haben. Indefs bin ich weit entfernt, die Möglichkeit von dergleichen späteren Communicationen zu läugnen, denn ich weiß wohl 1), daß die Tchutskis jedes Jahr über die Berings-Meerenge setzen, um mit den Bewohnern der Nord-West-Küste von America Krieg zu führen. Aber ich glaube auch, nach unserer, seit Ende des vorigen Jahrhunderts erlangten, Bekanntschaft mit den heiligen Büchern der Hindu's, versichern zu kön-

1) S. meinen Versuch über Neu-Spanien.

nen, daß man zur Erklärung dieser Analogien von Traditionen, wovon alle ersten Missionäre sprechen, das westliche Asien, das von Völkern der semitischen Race bewohnt wird, gar nicht nöthig hat, indem sich diese Traditionen von hohem, ehrwürdigem Alterthum, sowohl unter den Anhängern von Brahma, als unter den Chamanen vom östlichen Plateau der Tatarei finden.

Wir werden auf diesen merkwürdigen Gegenstand wieder zurückkommen, und zwar entweder bei dem, was wir über die Pastu's 1), ein americanisches Volk, das sich blos von Vegetabilien nährte, zu sagen haben, oder bei unsrer Auseinandersetzung des Dogma's der Seelenwanderung, wie es unter den Tlascalteken verbreitet war. Auch werden wir alsdann die mexicanische Tradition von den vier Sonnen, oder den vier Welt-Zerstörungen, und die Spuren von *Trimurti*, oder der Dreieinigkeit der Hindu's, welche man in dem Gottesdienst der Peruaner findet, untersuchen. Trotz diesen, wirklich auffallenden, Aehnlichkeiten zwischen den Völkern des neuen Continents und den tatarischen Stämmen, welche die Religion von Buddah angenommen haben, glaube ich indess doch in der Mythologie der Americaner, in dem Styl ihrer Gemähde, in ihren Sprachen, und besonders in ihrer äußeren Bildung die Nachkommen einer Menschenrace zu erkennen, die sich früh von dem übrigen Menschengeschlecht getrennt, und, während einer langen Reihe von Jahrhunderten, einen besondern Gang in der Entwicklung ihrer intellectuellen Fähigkeiten und in ihrer Tendenz zur Civilisation genommen hat.

Vierzehnte Kupfertafel.

Trachten, welche von mexicanischen Mahlern zu Montezuma's Zeit gezeichnet wurden.

Diese neue Figuren sind aus dem *Codex anonymus*,

1) Garcilasso, Comentarios reales, Tom. I. p. 274.

nro. 3738., welcher sich unter den Handschriften im Vatikano befindet, und den wir mehreremale anzuführen Gelegenheit hatten, genommen. Es sind Kopien von Gemälden, die zur Zeit von Cortez erstem Aufenthalt in Tenochtitlan von mexicanischen Mahlern verfertigt wurden. Der Pater Rios, der sie kopierte, scheint indess mehr Aufmerksamkeit auf die einzelne Theile der Trachten, als auf die treue Nachahmung der Umrisse der Figuren verwandt zu haben. Denn vergleicht man die Gemälde auf der vierzehnten Kupfertafel mit denen der Original-Handschriften, welche unsre Zeit noch besitzt, so sieht man, daß die, von dem spanischen Mönch kopierten, Figuren zu sehr verlängert sind. Diese Entstellungen der eigentlichen Form findet man aber überall, wo die Künstler nicht gehörig gefühlt haben, wie wichtig es ist, daß der Styl, welcher die Werke der Kunst bei mehr oder minder von der Civilisation entfernten Völkern charakterisiert, beibehalten wird. Welche Verschiedenheit in der Richtigkeit der Umrisse finden wir z. B. in den, von Norden herausgegebenen, Hieroglyphen, und in denen, welche sich in Zoëga's Werk über die Obeliskien, oder in der Beschreibung der egyptischen Monumente finden, womit das Institut von Cairo die gelehrte Welt bereichert hat?

No. I—V. Vier mexicanische Krieger. Die drei ersten haben die Bekleidung, *Ichcahuepilli* genannt, eine Art von baumwollenem Kürass, der über drei Centimeters dick war, und den Körper vom Hals bis auf den Gürtel bedeckte. Cortez Soldaten nahmen dieses Waffenkleid an, und hießen es *Escaupil*, worunter man freylich kaum noch ein Wort aus der azteckischen Sprache erkennt. Der *Ichcahuepilli* widerstand den Pfeilen vollkommen; indess muß man ihn nicht mit den goldenen und kupfernen Panzerhemden verwechseln, welche die Generale wegen ihrer maskenförmigen Rüstung *Herren der Adler und Tieger*, *Quauhtin*

und *Oocelo*, genannt, trugen. Die Schilde, *Chimalli*, no. I. und II. sind von den bei Purchas und Lorenzana 1) abgebildeten in der Form sehr verschieden. Der Wappenschild no. II. hat ein Anhängsel von Zeug und Federn, welches dazu diente, die Kraft der Wurfspieße zu schwächen, und seine Form erinnert überhaupt an die Schilde, die man auf mehreren Vasen von Gross-Griechenland abgebildet findet. Die Keule, welche der Krieger, no. III. trägt, war hohl, und enthielt Steine, die mit solcher Kraft geworfen wurden, als ob sie mit der Schleuder abgeschneilt worden wären. Die Figur no. IV. stellt einen von jenen furchtlosen Soldaten dar, welche beinah nackt ins Gefecht giengen, und nur den Körper in ein Netz mit grossen Maschen gewickelt hatten, das sie, wie die römischen *Retarii* in ihrem Kampf mit den *Mirmillo's*, dem Feind über den Kopf warfen. No. V. ist ein gemeiner Soldat, der blos einen Mantel von Zeug und ein sehr schmales Band von Leder, *Maxtlatl*, um den Gürtel trug.

Die Figur no. VI. stellt, wie der *Codex vaticanus* ausdrücklich angiebt, den unglücklichen Montezuma II. im Hofkleide vor, das er im Innern seines Pallastes zu tragen pflegte. Sein Rock, *Tlachquauhjo*, ist mit Perlen besetzt; seine Haare sind auf der Spitze des Kopfes vereinigt, und mit einem rothen Bande zusammengebunden, was eine militärische Auszeichnung der Prinzen und der tapfersten Anführer war. Seinen Hals ziert ein Schmuck von feinen Steinen (*Cozcapetlatl*); allein er trägt weder Armbänder (*Matemecatl*), noch Halbstiefel (*Cozehuatl*), noch Ohrringe (*Nacochtli*), noch den, mit Smaragden besetzten, an der Unterlippe hängenden, Ring, der zum grossen Anzug des

1) Purchas, Pilgrimes, tom. III. p. 1080, fig. L. M., p. 1099, fig. C. Pl. IV. fig. F. Lorenzana, historia de nueva España, p. 177. lam. 2, 8. u. 9. Adornos militares.

Kaisers gehörte. Der Verfasser des *Codex anonymus* bemerkt, „daß der Fürst vorgestellt ist, in der einen Hand „Blumen, und in der andern eine Binse haltend, an deren „Ende ein Cylinder von wohlriechendem Harz befestigt ist.“ Das Gefäß, welches der Kaiser in seiner linken Hand hat, ist demjenigen, das man in der Hand des trunkenen Indianers in Mendoza's Sammlung 1) sieht, etwas ähnlich. Die mexicanischen Mahler bildeten die Könige und die grossen Herrn gewöhnlich mit bloßen Füßen ab, wodurch sie andeuteten, sie seyen nicht dazu bestimmt, ihre Füße zu gebrauchen, sondern müßten immer auf den Schultern ihrer Diener im Palanquin getragen werden 2).

No. VII. Ein Bewohner von Tzapoteca, einer Provinz, welche den südöstlichen Theil der Intendantschaft Oaxaca umfaßte.

No. VIII. und IX. Zwei Weiber von Huasteca. Die Kleidung der letztern ist ohne Zweifel indianisch, die der erstern hingegen hat viele Aehnlichkeit mit der europäischen. Ist sie vielleicht eine Frau aus dem Lande, der Cortez Soldaten ein Halstuch und einen Rosenkranz gegeben haben? — Ueber diese Frage will ich nicht entscheiden, sondern bemerke nur, daß das dreieckigte Tuch noch in mehreren Gemälden wieder vorkommt, die vor der Ankunft der Europäer verfertigt worden, und daß der angebliche Rosenkranz, der sich übrigens nicht mit einem Kreuze endigt, leicht eine der Schnüre von Rosenkranz-ähnlicher Form seyn könnte, welche von den ältesten Zeiten her in ganz Ost-Asien, in Canada, in Mexico und in Peru vorhanden waren.

Unerachtet der Pater Rios, wie wir weiter oben bemerkt haben, die Figuren ein wenig verlängert zu haben scheint,

so

1) Purchas, p. 1117, fig. F.

2) Codex anonymus, nro. 3738. fol. 60.

so beweisen doch die Extremitäten und die Form der Augen und Lippen, von denen die obere immer über die untere hervorreicht, daß er getreu kopiert hat.

Fünfzehnte Kupfertafel.

Aztekische Hieroglyphen aus der Handschrift von Veletri.

Unter allen, in Italien befindlichen, mexicanischen Handschriften ist der *Codex Borgianus* von Veletri der größte und wegen des Glanzes und der großen Mannigfaltigkeit seiner Farben der merkwürdigste. Er hat vier und vierzig bis vier und fünfzig *Palmi* (nahe an elf Meters) Länge, und acht und dreißig Faltungen, oder sechs und siebenzig Seiten. Er ist ein astrologischer und ein Ritual-Almanach, der in Rücksicht auf die Vertheilung der einfachen Tag-Hieroglyphen und die der Gruppen von mythologischen Figuren mit dem *Codex vaticanus*, von welchem eine Seite auf der dreizehnten Kupfertafel vorgestellt ist, die größte Aehnlichkeit hat.

Die Handschrift von Veletri scheint der Familie Gius-tiniani angehört zu haben. Durch welchen unglücklichen Zufall sie in die Hände der Dienerschaft dieses Hauses gekommen, ist unbekannt. Kurz, letztere kannte den Werth nicht, den diese Sammlung von unförmigen Figuren hatte, und überließ sie ihren Kindern. Diesen entrifs sie ein einsichtsvoller Freund des Alterthums, der Cardinal Borgia, nachdem man bereits einige Seiten oder Faltungen der Hirschhaut verbrannt hatte, auf welcher die Gemälde angebracht sind. Nichts spricht für das Alterthum dieser Handschrift, welche vielleicht bloß die aztekische Copie eines älteren Buchs ist, und die Frischheit ihrer Farben, so wie die des *Codex vaticanus*, könnte vermuthen lassen, daß beide

nicht über das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert hinaufreichen.

Eine Menge merkwürdiger Fragen drängen sich dem Geiste beim ersten Anblick dieser Mahlereien zu. Gab es zu Cortez Lebzeiten noch hieroglyphische Gemälde in Mexico, die zur Zeit der toltekischen Dynastie, und somit im siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung verfertigt worden waren? Hatte man damals bloß noch Copien von dem berühmten *göttlichen Buche*, *Teoamoxtli* genannt, das im Jahr 660 von dem Astrologen, *Huematzin*, zu Tula zusammen getragen wurde, und in welchem man die Geschichte des Himmels und der Erde, die Cosmogonie, die Beschreibung der Constellationen, die Eintheilung der Zeit, die Wanderungen der Völker, die Mythologie und die Moral fand. War dieser *Purana* der Mexicaner, das *Teoamoxtli*, dessen Andenken sich so viele Jahrhunderte hindurch in den Traditionen der Azteken erhalten hat, eine von den Handschriften, die der Mönchs-Fanatismus in Yucatan verbrennen ließ, und deren Verlust der Pater Acosta, der unterrichteter und aufgeklärter als seine Zeitgenossen war, beklagte? Ist es zuverlässig, daß die Tolteken, dieses arbeitsame und unternehmende Volk, das viele Aehnlichkeit mit den Tschuds ¹⁾, oder alten Bewohnern Sibiriens hat, die Mahlerei zuerst eingeführt haben? Oder haben nicht schon die Cuitlalteken und die Olmeken, welche das Plateau von Anahuac vor dem Einbruch der Völker von Aztlan bewohnten, und denen der gelehrte Siguenza den Bau der Pyramiden von Teotihuacan zuschreibt, ihre Annalen und ihre Mythologie in hieroglyphischen Gemäldesammlungen aufbewahrt? — Aber um auf alle diese wichtigen Fragen zu antworten, fehlen uns hinlängliche That-sachen; denn die Finsterniß, in welche sich der Ursprung

1) Voyages de Pallas (Pariser Uebersetzung), B. IV. S. 282.

der Mongolischen und Tatarischen Völker hüllt, scheint sich auch über die ganze Geschichte des neuen Continents zu erstrecken.

Der *Codex Borgianus* wurde durch den Jesuiten Fabrega, der aus Mexico abstammte, erläutert. Während meines letzten Aufenthalts in Italien, im Jahr 1805, hatte der Ritter Borgia, der Neffe vom Cardinal dieses Namens, die Güte, die mexicanische Handschrift, mit ihrem Commentar, von Velettri nach Rom kommen zu lassen. Ich habe beide sorgfältig untersucht; aber die Erklärungen des Pater Fabrega sind mir an vielen Stellen willkührlich und gewagt vorgekommen. Ich habe mehrere der Figuren, welche meine Aufmerksamkeit am meisten angezogen, stechen lassen, und jeder, auf der fünfzehnten Kupfertafel vorgestellten, Gruppe die Hinweisung auf den *Codex Borgianus* und auf die italienische Handschrift, die ihn erklären soll, beigefügt.

No. I. Ein unbekanntes Thier, mit einem Halsband und mit einer Art von Geschirr geschmückt, aber von Pfeilen durchbohrt. Fabrega nennt es das *gekrönte*, das *heilige Kaninchen*. Man findet diese Figur auch sonst noch in mehrern Ritualbüchern der alten Mexicaner, und nach Ueberlieferungen, die in unsern Tagen noch im Munde des Volks sind, war sie das Symbol der leidenden Unschuld. In so fern erinnert diese allegorische Vorstellung an das Lamm der Hebräer, oder an die mystische Idee eines Sühnopfers, um den Zorn der Gottheit zu besänftigen. Die Schneidezähne, die Form des Kopfes und des Schwanzes scheinen anzuzeigen, daß der Mahler ein Geschöpf aus dem Geschlecht der nagenden Thiere vorstellen wollte; aber unerachtet die Füße mit zween Hufen und einem Sporn, der nicht auf die Erde reicht, es den wiederkäuenden nähert, so zweifle ich doch, daß es ein *Cavia* oder ein mexicanischer Hase ist. Sollte es nicht vielleicht ein, noch unbe-

kanntes, Säugthier seyn; das nordwärts vom Rio Gila, im Innern des Landes, gegen die nordwestlichen Gegenden von America hin wohnt?

Dieses nemliche Thier scheint mir, jedoch mit einem längeren Schwanze, noch einmal auf dem drei und fünfzigsten Blatt des *Codex Borgianus* vorzukommen, und die Ilte Nummer meiner fünfzehnten Kupfertafel ist die Copie desselben. Herr Fabrega hält diese Figur, die mit zwanzig Hieroglyphen der Tage bedeckt ist, für einen Hirsch (*Mazatl*), und der Pater Rios behauptet, daß es ein astrologisches Spiel der Aerzte, und eine Mahlerei sey, die jeden belehre, der an diesem oder jenem Tage geboren worden, daß er an den Augen, im Magen oder an den Ohren leiden müsse. Wirklich sind auch die zwanzig einfachen Hieroglyphen der Tage auf den verschiedenen Theilen des Körpers angebracht.

Das Zeichen des Tags, das die kleine Periode von dreizehn Tagen, oder das halbe Mondlicht anfieng, wurde als in dieser ganzen Periode herrschend angesehen, so daß demnach ein Mensch, der an einem Tag geboren wurde, dessen Zeichen ein Adler war, jedesmal, da der Adler die Woche von dreizehn Tagen regierte, alles zu fürchten oder zu hoffen hatte. Herr Zoëga ¹⁾ scheint Rios Erklärung anzunehmen; denn er findet eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dieser Fiction und den *hiatromathematischen* Ideen der Egyptier. Sieht man unsre Almanache an, so findet man, daß sich diese abgeschmackten Ideen bis auf unsre Zeiten erhalten haben, weil es häufig minder vorthailhaft ist, das Volk zu belehren, als seine Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen. Ich habe diese allegorische Figur, die zur astrologischen Arzneikunst gehört, im *Codex Borgianus* S. 17. (Handschrift nro. 66) und in dem *Codex anonymus* im Vatikan S. 54. gefunden.

¹⁾ Zoëga, S. 523. u. 531.

No. III. V. VI. u. VII. Ein neugebohrnes Kind ist hier viermal vorgestellt. Die Haare, welche sich Hörnern gleich auf dem Scheitel erheben, deuten an, daß es ein Mädchen ist. Es wird gesäugt; man schneidet ihm die Nabelschnur ab; trägt es vor die Gottheit, und berührt ihm, zum Zeichen des Seegens, die Augen. Fabrega behauptet, die sitzenden Figuren, nro. V. u. VII. seyen zween Priester, und er glaubt an dem Helm von nro. VII. den Oberpriester des Gottes Tonacateuctli zu erkennen.

Nro IV. Vorstellung eines Menschenopfers. Ein Priester, dessen Figur unter seiner unförmlichen Verkleidung kaum zu erkennen ist, reißt dem Schlachtopfer das Herz heraus. Seine linke Hand ist mit einer Keule bewafnet, und der nackte Körper des Geopferten bemahlt. Man bemerkt Flecken auf demselben, wodurch man die Haut des Jaguars oder americanischen Tigers nachahmen wollte. Auf der linken Seite befindet sich ein andrer Priester (*Topiltzin*), der auf das, in einer Nische des Tempels stehende, Bild der Sonne das Blut von dem ausgerissenen Herzen gießt. Ich hätte diese Abscheu erregende Scene nicht stechen lassen, wenn die Verkleidung des Opferers nicht einige merkwürdige, schwerlich blos zufällige, Aehnlichkeiten mit dem Ganesa der Hindu's verriethe. Die Mexicaner gebrauchten Helme, die die Form vom Kopf einer Schlange, eines Krokodils oder eines Jaguars nachahmten. Man glaubt in der Maske des Opferpriesters den Rüssel eines Elephanten oder irgend eines Dikhäuters, der sich ihm in der Bildung des Kopfs nähert, dessen Oberkiefer aber mit Schneidezähnen versehen ist, zu erkennen. Der Rüssel des Tapirs verlängert sich zwar etwas mehr, als der von unsern Schweinen; allein es ist doch noch eine große Entfernung von diesem Tapir-Rüssel bis zu dem, im *Codex Borgianus* dargestellten, Rüssel. Sollten die Völker von Azulan, als aus Asien abstammend, einige unbestimmte Kenntniss von den

Elephanten aufbewahrt haben, oder, was mir noch unwahrscheinlicher vorkömmt, steigen ihre Traditionen bis zu der Zeit empor, da America noch mit den riesenhaften Thieren bevölkert war, deren versteinerte Skelette man sogar in dem Mergelboden auf dem Rücken der mexicanischen Cordilleren vergraben findet? Oder giebt es vielleicht in dem nordwestlichen Theil des neuen Continents, und in den Gegenden, welche weder Hearne, noch Mackensie, noch Lewis besucht haben, irgend einen unbekannten Dikhäuter, der, nach der Bildung seines Rüssels, in der Mitte zwischen dem Elephanten und dem Tapir steht?

Die Hieroglyphen der Tage, welche die, auf der neun und vierzigsten Seite der *Sammlung von Veletri* vorgestellte, Gruppe umgeben, zeigen deutlich an, daß dieses Opfer zu Ende des Jahrs nach den *Nemontemi's* oder Ergänzungstagen vorgenommen wurde. Der Sonnentempel erinnert an ein sanftes, menschliches Volk, die Peruaner. Dieser Cultus, wo der Gottheit blos Blumen, Rauchwerk und die Erstlinge der Ernten dargebracht wurden, herrschte zuverlässig in Mexico bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Ein Gelehrter 1), welcher sehr glückliche Vergleichen unter den mythologischen Ideen der verschiedenen Völker gemacht, hat die Hypothese gewagt, daß sich die beiden religiösen Sekten Indiens, die Anbeter des Wischnu und die des Siva, in America verbreitet haben; daß der Peruanische Gottesdienst der des Wischnu sey, wie er in der Figur des Krischna, oder der Sonne erscheint; der blutige Cultus der Mexicaner hingegen mit dem des Siva übereinkomme, wann er den Karakter des stygischen Jupiters annimmt. Siva's Gattin, die schwarze Göttin, Cali oder Bhavani 2), das Symbol des Tods und der Zerstörung,

1) Friedr. Leopold, Graf v. Stolberg, *Geschichte der Religion Christi*, B. I. S. 426.

2) *Recherches asiatiques*, B. I. S. 203. u. 293.

trägt in den Statuen und Mahlereien der Indier ein Halsband von Menschenschädeln, und die Veda's befehlen, ihr Menschenopfer darzubringen. Wirklich hat der alte Cultus der Cali, dessen schreckliche Grausamkeit durch die Reform von Buddha gemildert wurde, große Aehnlichkeit mit dem der Mictlancihuatl, die Göttin der Hölle, und mit dem von mehreren andern mexicanischen Gottheiten; allein studirt man die Geschichte der Völker von Anahuac, so möchte man diese Aehnlichkeiten alle für blos zufällig ansehen. Man hat überhaupt kein Recht, überall, wo man bei halb wilden Völkern den Cultus der Sonne, oder den alten Gebrauch der Menschenopfer antrifft, Communicationen anzunehmen; denn dieser Gebrauch könnte, statt aus dem östlichen Asien gekommen zu seyn, sehr leicht in dem Thal von Mexico selbst seine Entstehung erhalten haben. Auch lehrt uns ja die Geschichte, daß dieser blutige Cultus, der an den der Cali, des Moloch und des Esus der Gallier erinnert, bei der Ankunft der Spanier in Tenochtitlan erst seit zweihundert Jahren eingeführt war.

Alle Nationen, welche vom siebenten bis zum zwölften Jahrhundert nach einander Mexico überschwemmten (die Tolteken, die Chichimeken, die Nahuatlaken, die Acolhuen, die Tlascalteken und die Azteken), bildeten eine einzige, durch Analogie von Sprachen und Sitten vereinigte, Gruppe, etwa wie die Deutschen, die Norweger, die Gothen und die Dänen, welche sich alle in einer einzigen Race, der der germanischen Völker, verlieren. Indefs ist, wie wir weiter oben angezeigt haben, wahrscheinlich, daß auch andre Nationen, die Otomiten, die Olmeken, die Guitlateken, die Zacateken und die Tarasken, vor den Tolteken in der Aequinoctial-Gegend von Neu-Spanien erschienen sind. Ueberall, wo die Völker in Einer und derselben Richtung vorwärts gewandert sind, bezeichnet die Lage des Orts, wo man sie findet, gewissermaßen die chro-

nologische Ordnung ihrer Wanderungen. Kann man z. B. daran zweifeln, daß in Europa die westlichsten Völker, die Iberier und Cantabrier, vor den Thraziern, Illyriern und Pelasgen, also vor den, Asien am nächsten gelegenen, Nationen angekommen sind?

Welches nun auch immer das relative Alter der verschiedenen, auf den Gebirgen von Mexico, dem americanischen Caucasus, niedergelassenen Menschen-Raßen seyn mag, so scheint doch zuverlässig, daß keines dieser Völker, von den Olmeken an bis auf die Azteken, den barbarischen Gebrauch der Menschenopfer schon lange her kannte. Die erste Gottheit der Tolteken hieß Tlaloc-teuctli, und war zugleich die Gottheit des Wassers, der Gebirge und der Stürme. Unter den Augen dieser Bergbewohner, auf den hohen, ewig mit Schnee bedeckten, Spitzen werden geheimnißvoll die Donner gerüstet, hieher setzen diese Völker den Aufenthalt des großen Geistes Teotl, des unsichtbaren Wesens, das sie *Ipalnemoani* und *Tloque-Nahuaque* nennen, weil es *blos durch sich selbst existirt* und *alles in sich umfaßt*. Von dieser, beinah unzugänglichen, Region senken sich die Stürme, welche die Hütten zerstören, senkt sich der wohlthätige Regen herab, der die Felder belebt. Auf der Spitze eines hohen Gebirgs hatten die Tolteken das Bild des Tlaloc-teuctli aufgerichtet. Es war roh gearbeitet, und bestand aus einem, für heilig gehaltenen, weissen Stein (Teotetl); indem dieses Volk, gleich den Orientalen ¹⁾, mit der Farbe gewisser Steine abergläubische Ideen verband. Den Blitz in der Hand, auf einem cubikförmigen Steine sitzend, und eine Vase vor ihm stehend, in welcher man ihm Caoutchouc und Sämereien darbrachte, war Tlaloc-teuctli dargestellt. Diesen Cultus behielten auch die Azteken bis zum Jahr 1317 bei, da der Krieg mit den

¹⁾ Millii Dissertationes selectae, S. 309.

Bewohnern der Stadt Xochimilco den ersten Gedanken an Menschenopfer bei ihnen erweckte. So haben uns die mexicanischen Geschichtschreiber, welche ihre Werke gleich nach der Eroberung von Tenochtitlan, zwar in ihrer eigenen Sprache, aber mit Anwendung des spanischen Alphabets, verfaßt haben, die Nachrichten von diesem abscheulichen Ereigniß überliefert.

Vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an lebten die Azteken unter der Herrschaft des Königs von Colhuacan. Sie wirkten am meisten zu dem Siege, den er über die Xochimilken davon trug. Als der Krieg daher beendet war, wollten sie ihrem ersten Gott, Huitzilopochtli oder Mexitli, dessen hölzernes Bildniß auf einem, von Schilf geflochtenen, Stuhl, der Gottesstuhl, *Teoicpalli* genannt, saß, welcher von vier Priestern getragen wurde, und auf ihrer Wanderung an ihrer Spitze gewesen war, ein Opfer darbringen. Sie baten ihren Herrn, den König von Colhuacan, um einige Gegenstände von Wehrt, um dieses Opfer recht feierlich zu machen, und dieser König, wenn man anders den Anführer einer, nicht sehr zahlreichen, Horde so nennen darf, sandte ihnen einen todten Vogel, der in ein grobes Tuch eingewickelt war, und schlug ihnen, um Spott und Beleidigung zu vereinigen, vor, dem Feste in eigener Person beizuwohnen. Die Azteken stellten sich mit diesem Geschenk zufrieden an, beschlossen aber unter sich, ein Opfer anzurichten, das ihren Herren Schrecken einflößen sollte. Nach einem langen Tanz um ihren Götzen führten sie vier Xochimilkische Gefangenen herbei, die sie seit langer Zeit verborgen gehalten hatten, und opferten diese Unglücklichen mit den Ceremonien, welche noch zur Zeit der spanischen Eroberung auf der Plattform der großen dem Kriegsgott Huitzilopochtli geweihten, Pyramide von Tenochtitlan, beobachtet wurden. Die Colhuen äusserten ihr gerechtes Entsetzen vor diesem ersten Menschenopfer, das in ih-

rem Lande vorgekommen war. Es erweckte Besorgnisse gegen die wilde Grausamkeit ihrer Sklaven, deren Stolz sie durch die, im Krieg gegen die Xochimilken erfochtenen, Siege aufgereizt sahen, und so schenkten sie den Azteken, unter der Bedingung, daß sie das Gebiet von Colhuacan verlassen sollten, ihre Freiheit wieder.

Dieses erste Opfer hatte glückliche Folgen für das unterdrückte Volk gehabt, und Rachsucht veranlaßte daher bald ein zweites, ähnliches. Nach der Gründung von Tenochtitlan durchstreifte ein Azteke die Ufer des Flusses, in der Absicht, irgend ein Thier zu tödten, das er dem Gott Mexitli darbringen könnte, und stieß auf einen Bewohner von Colhuacan, Namens Xomimitl. Gereizt gegen seine alten Herren greift der Azteke den Colhuen an. Xomimitl unterliegt, wird in die neue Stadt geführt, und stirbt auf dem schrecklichen Stein, dem Idol zu Füßen.

Noch tragischer sind die Umstände, welche das dritte Opfer begleiteten. Zum Scheine war der Frieden zwischen den Azteken und den Bewohnern von Colhuacan hergestellt; allein die Priester des Mexitli vermochten ihren Haß gegen ein Nachbarvolk, bei dem sie in Sklaverei geschmachtet hatten, nicht zu bändigen. Sie sannten daher auf eine grausame Rache, und machten dem König von Colhuacan den Antrag, ihnen seine einzige Tochter anzuvertrauen, um im Tempel des Mexitli erzogen, und nach seinem Tode als die Mutter des Schutz-Gottes der Azteken angebetet zu werden. Dieß ist der Wille des Idols, setzten sie hinzu, der sich durch unsren Mund erklärt. Der König ist leichtgläubig genug, seine Tochter in eigener Person nach Tenochtitlan zu begleiten. Er wird in die finstre Einfassung des Tempels geführt. Die Priester trennen Vater und Tochter; es erhebt sich ein Lärmen aus dem Heiligthum, und der unglückliche König unterscheidet nur die Seufzer seines sterbenden Kindes. Man giebt ihm ein Rauchfaß in die Hände,

und befiehlt ihm einige Augenblicke darauf, den Copal anzuzünden. Beim bleichen Flammenlichte sieht er seine Tochter an einen Pfosten gebunden, die Brust von Blute strömend, ohne Bewegung und ohne Leben. Die Verzweiflung lähmet ihm auf sein ganzes übriges Leben die Sinne. Er kann sich nicht rächen, und die Colhuen wagen es nicht, sich mit einem Volke zu messen, das sich durch dergleichen ausschweifende Barbarei furchtbar macht. Das geopfert Mädchen wird unter dem Nahmen Teteionan 1), *Mutter der Götter*, oder Tocitzin, *unsre große Mutter*, die man mit Eva, oder *der Frau mit der Schlange*, Tonantzin genannt, nicht verwechseln darf, unter die Aztekischen Gottheiten versetzt.

Wo wir auf dem alten Continent Spuren von Menschenopfern finden, da verliert sich ihr Ursprung in die Nacht der Zeiten. Die mexikanische Geschichte hingegen hat uns die Erzählung der Ereignisse aufbewahrt, welche dem Cultus eines Volks, das der Gottheit ursprünglich blos Thiere und Erstlinge von Früchten darbrachte, einen so wilden, blutigen Karakter aufgedrückt haben. Ich glaubte diese Ueberlieferungen, die zuverlässig auf historische Wahrheiten gegründet sind, mittheilen zu müssen, denn ich finde sie in ihrem innigen Zusammenhang mit dem Studium der Sitten und der moralischen Entwicklung unsrer Gattung viel merkwürdiger, als die kindischen Märchen der Hindu's von den vielen *Menschwerdungen* ihrer Gottheiten. Indefs will ich nicht über die Frage entscheiden, ob das Opfer der vier Xochimilken wirklich das erste gewesen ist, das dem Gott Mexitli dargebracht wurde, oder ob die Azteken nicht irgend eine alte Tradition unter sich aufbewahrt hatten, der zu Folge sie sich einbildeten, daß der Kriegs-Gott an Menschenopfern Gefallen finde. Mexitli war mit einem Wurf-

1) Clavigero, Tom. 1. S. 166, 168, 172. Tom. II. S. 22.

spieß in der Rechten, einem Schild in der Linken, und einem, mit grünen Federn gezierten, Helm auf dem Haupte zur Welt gekommen. Nach seiner Geburt war die Ermordung seiner Schwestern und Brüder seine erste Handlung. Vielleicht hatte man diesen furchtbaren Gott, der auch Tetzahuitl, oder der *Schrecken*, heißt, unter andern Klimaten bereits mit blutigem Dienste verehrt; vielleicht aber auch war sein Cultus bloß dadurch unterbrochen worden, daß es dieser Nation, während sie unter Mexitli's Führung friedlich von den Gebirgen der Tarahumara nach dem Central-Plateau von Mexico zog, an Gefangenen, und folglich an Schlachtopfern fehlte.

Seit sich die Azteken aber auf den Inselchen des Salzsee's von Tezcucó niedergelassen hatten, lieferten ihnen ihre unaufhörlichen Kriege so viele Schlachtopfer, daß sie allen ihren Gottheiten ohne Ausnahme, selbst dem Quetzalcoatl 1), der wie der Buddha der Hindu's gegen diesen abscheulichen Gebrauch gepredigt hatte, und der Göttin der Ernten, der Mexicanischen Ceres, Centeotl oder Tonacajohua, *die die Menschen nährt*, Menschen-Opfer darbrachten. Die Totonaken hingegen, welche die ganze toltekische und aztekische Mythologie angenommen hatten, unterschieden, als von einer andern Race abstammend, die Gottheiten, die einen blutigen Dienst foderten, von der Göttin der Felder, welche bloß Opfer von Blumen und Früchten, von Mais oder von Vögeln erheischte, die sich von den Körnern dieser, den Menschen so nützlichen, Pflanze nährten. Auch gab eine alte Prophezeiung diesem Volk die Hoffnung zu einer wohlthätigen Reform in seinen religiösen Ceremonien, indem Centeotl, welche mit der schönen Chri oder Lakchmi der Hindu's identisch ist,

1) Gomara, Chronica general de las Indias (Ausg. von 1559). B. II. S. 134.

und die die Arteken, wie die Arcadier, mit dem Nahmen *der grossen Göttin*, oder der *Ur-Göttin*, (*Tzinteotl*) bezeichneten, am Ende über die Wildheit der übrigen Götter siegen würde, und die Menschen - Opfer den unschuldigen Gaben der Erstlinge der Ernte Platz machen sollten. In dieser Ueberlieferung der Totonaken glaubt man den Streit zweier Religionen zu erkennen, den Kampf zwischen der alten, sanften und menschlichen Gottheit der Tolteken, die dem Volke, das ihren Cultus eingeführt hatte, ähnlich war, und den wilden Göttern der kriegerischen Horde der Azteken, welche Felder, Tempel und Altäre mit Blut befleckten.

Liest man Cortez Briefe an Kaiser Karl V., und die Denkwürdigkeiten von Bernal Diaz, von Motolinia und von andern spanischen Schriftstellern, welche die Mexicaner vor den Veränderungen beobachtet haben, die aus ihrer Verbindung mit Europa entstanden, so kann man sich nicht genug darüber wundern, wie so schreckliche Wildheit in die gottesdienstlichen Ceremonien eines Volks gekommen ist, dessen gesellschaftlicher und politischer Zustand in so vielen andern Rücksichten an die Civilisation der Chinesen und Japanen erinnert. Die Azteken begnügten sich ja nicht einmal damit, ihre Idole mit Blut zu bemahlen, wie die Chamanischen Tataren, welche den *Nogats* doch nur Ochsen und Schafe opfern, sondern sie verschlangen sogar einen Theil des Leichnams, den die Priester, nachdem sie ihm das Herz ausgerissen hatten, die Treppe des Teocalli's herabstürzten. Man kann sich unmöglich mit diesen Gegenständen beschäftigen, ohne die Frage aufzuwerfen, ob diese barbarischen Gebräuche, welche man auch auf den Inseln der Südsee bei Völkern findet, deren sanfte Sitten uns zu sehr angepriesen worden sind, von selbst aufgehört, und ob die Mexicaner 1), auch ohne irgend einige Verbindung

1) Langle's, Rituel des Tatares - Mantchoux, S. 18.

mit den Spaniern, noch weitere Fortschritte in der Civilisation gemacht haben würden? wahrscheinlich aber möchte diese wohlthätige Reform in ihrem Cultus, dieser Sieg der Göttin der Ernten über die Götter des Bluts, erst sehr spät Statt gefunden haben.

Das mächtigste Volk im südlichen America, die Peruaner, befolgten den Cultus der Sonne, und die grausamsten Kriege wurden von den Incas nur in der Absicht unternommen, eine sanfte, friedliche Religion einzuführen. Ueberall, wo die Nachkommen von Manco-Capac ihre Gesetze, ihre Kasten-Eintheilungen, ihre Sprachen und ihren mönchischen Despotismus hinbrachten, hörten auch die Menschenopfer auf. Im Lande von Anahuac hingegen wurde der blutige Dienst des Huitzilopochtli in dem Maas herrschend, in welchem das mexicanische Reich alle seine Nachbarstaaten verschlang. Der Grofspriester Teoteuctli (*Göttlicher Herr*) war gewöhnlich ein Prinz vom königlichem Blute. Kein Krieg konnte ohne seinen Rath unternommen werden; die Priester selbst zogen ins Feld, und wurden zu den ersten militärischen Würden erhoben 1). Dadurch ward ihr Einfluß so mächtig, wie der der römischen Patrizier, die das ausschließende Recht an die Augur's-Stellen hatten, und in welchen ein berühmter Schriftsteller 2) die Spuren einer politischen Institution der Hindu's zu erkennen glaubte.

In Mexico, wo die Zahl und Gewalt der Priester (*Teopixquis*) und der Mönche (*Tlamacazques*) beinah so groß war, als heutzutag in Thibet und in Japan, mußte sich alles, was Wirkung von Religions-Fanatismus war, nur äusserst langsam verändern. Die Geschichte belehrt uns ja, daß der Gebrauch von Menschen-Opfern sich selbst unter

1) Die hieroglyphischen Mahlereien in Mendozas Sammlung. Thevenot. B. IV. S. 57.

2) Schlegel, Weisheit der Indier, S. 190.

Völkern, welche am weitesten in der Civilisation vorgerückt waren, lange erhalten hat. Die, in den Gräbern der Könige von Thebä gefundenen, Gemählde setzen es ausser Zweifel, daß diese Opfer gleichfalls unter den Egyptiern gebräuchlich waren 1). Auch haben wir oben schon bemerkt, wie die Göttin Cali in den alten Zeiten von Indien, gleich dem Saturn in Carthago, Menschen - Opfer forderte. Nach der Schlacht von Cannä wurden sogar in Rom ein Gallier und eine Gallierin lebendig eingescharrt, und noch Kaiser Claudius sah sich genöthigt, durch ein eigenes Gesetz die Menschen-Opfer in dem römischen Reiche zu verbieten. 2) Aber noch mehr; finden wir nicht in uns viel näher gelegenen Zeiten die grausamen Wirkungen der Intoleranz mitten in einer grossen Civilisation des Menschengeschlechts, und in der Epoche einer allgemeinen Mildheit der Charaktere und Sitten? wie verschieden sich auch die Völker in den Fortschritten ihrer Cultur zeigen, so behalten Fanatismus und Eigennutzen immer ihre verderbliche Macht. Kaum wird es die Nachwelt glauben können, daß es in dem civilisierten Europa, unter dem Einfluß einer Religion, deren ganzer Geist die Freiheit begünstigt, und die Heiligkeit der Menschenrechte verkündigt, noch Gesetze giebt, welche die Sklaverey der Schwarzen sanctionniren, und dem Kolonisten erlauben, das Kind von der Brust seiner Mutter wegzureissen, um es in ein fernes Land zu verkaufen. Diese Betrachtungen beweisen uns das, aber nicht sehr tröstliche, Resultat, daß ganze Nationen mit gröster Schnelligkeit in der Civilisation vor-

1) Voyage de Denon, S. 298. Pl. CXXIV. nro. 2. — Décade égyptienne, B. III. S. 110.

2) Sueton. C. XXV. (ed. Wolf. Vol. I. p. 48.) Plin. Hist. Nat. Lib. XXXI. C. I. Lib. VIII. C. XXII. Tertullian. apologet. adversus gentes. (Ed. Palmer, 1684. p. 41.) Lactant. Div. Instit. Lib. I. C. XXI.

rücken können, ohne daß ihre politischen Institutionen und die Formen ihres Cultus darum sich völlig von der alten Barbarei losmachen.

Nro. VIII. zeigt die Ceremonie, mit der man das neue Feuer zur Zeit der Procession anzündete, welche alle zwei und fünfzig Jahre auf dem Gipfel eines Gebirgs bei Iztapalapan gehalten wurde.

Am Schlusse jedes Cyclus wurde die Intercalation bald von zwölf, bald von dreizehn Tagen, vorgenommen. Das Volk erwartete zugleich die vierte Zerstörung von Sonne und Mond, und löschte alle Feuer aus, bis die Priester bei Eröffnung des neuen Cyclus sie wieder anzündeten. Das Gemälde zeigt ein Schlachtopfer, das auf dem Opferstein ausgestreckt liegt, und einen Discus von Holz auf der Brust hat, den der Priester durch Reiben in Flammen setzt. Die Hieroglyphe vom gestirnten Himmel, welche man auf der vorhergehenden Seite der Borgia'schen Sammlung sieht, scheint auf die Culmination der Plejaden anzuspielen. Wir werden weiter unten, bei Erklärung der drei und zwanzigsten Kupfertafel, wieder auf den Zusammenhang zurückkommen, der zwischen dieser Culmination und der Eröffnung des Cyclus statt gefunden haben soll.

Die Kunst, Feuer durch Reibung von zwei, in Härte verschiedenen, Holzstücken hervorzubringen, ist sehr alt. Man findet sie bei den Völkern beider Continente, und schrieb ihre Erfindung nach Herrn Visconti, in den homerischen Zeiten dem Merkur zu 1). Der Discus, der auf dem Körper des Schlachtopfers liegt, und in welchem der Priester das cylindrische Holz dreht, ist der *σόφεις* der Griechen 2). Plinius versichert, daß sich unter allen Holz-Substanzen der

Epheu

1) Homer. Hymn. in Merc. V. 110.

2) Apollon. Rhod. Argonaut. Lib. I. V. 1184, et Schol. ad eum.

Epheu, wenn er an Lorbeer-Holz gerieben wird, am leichtesten entzündet 1). Wir haben diese *αυρεῖα* auch bei den Indianern am Orinoco angetroffen. Es bedarf aber einer äusserst schnellen Bewegung, um die Temperatur bis zum Grade der Entzündung zu bringen.

Nro. IX. Die Figur eines todten Königs, mit geschlossenen Augen ohne Hände, die Füsse eingewickelt, und mit vier Fahnen umgeben. Sein Stuhl ist der königliche Sessel, Tlatocaipalli genannt, worauf in dem *Codex Borgianus*, (Fol. 9.) Adam, oder Tonacateuctli, *der Herr unsres Fleisches*, und Eva, oder Tonacacihua, vorgestellt sind. Dieser hieroglyphische Charakter kommt auch in dem Ritual-Almanach auf der Seite vor, welche den Cyclus von dreizehn Tagen bezeichnet, während dessen die Sonne den Zenith von Mexico erreicht.

Nro. X. Eine Allegorie, welche an die Reinigungen von Indien erinnert. Eine Gottheit, deren ungeheure Nase mit der Figur der zweiköpfigen Natter, oder der geheimnißvollen Ringelschlange geziert ist, hält einen Xiquipilli, oder einen Räucherei-Beutel, in der Hand. Auf ihrem Rücken hat sie ein zerbrochenes Gefäß, woraus eine Schlange hervorkriecht; vor ihr liegt eine andre Schlange blutend und in Stücke gebauen; eine andre, gleichfalls zerstückelte, Schlange ist in einen, mit Wasser angefüllten, Kasten verschlossen, aus welchem sich eine Pflanze erhebt. Rechts steht ein Mann in einem Topfe, und links eine, mit Blumen gezierte, Frau, wahrscheinlich die wollüstige Tlamezquimilli, welche sonst auch mit verbundenen Augen vorgestellt wird. Auf demselben Blatte sieht man Agaven, welche Blut geben, wenn sie abgeschnitten werden. Bezieht sich diese Allegorie etwa auf die Schlange, welche das Wasser, die Quelle

1) Plin. Hist. Nat. XVI. 77. — Seneca, Nat. Quaest. II. 22. Theophr. V. 10.

Humboldt's pitt. Ans. d. Cordill. II.

alles organischen Lebens 1) vergiftet, auf den Sieg Krichna's über den Drachen Kaliya, auf die Verführung und Reinigung durch das Feuer? Offenbar deutet die Figur der Schlange in den mexicanischen Gemälden auf zwei sehr verschiedene Ideen. In den Reliefs, welche die Eintheilung des Jahrs und der Cyklen anzeigen, drückt diese Figur bloß die Zeit, *aevum*, aus. Die, in Verbindung mit *der Mutter der Menschen* (Cihuacohuatl) vorgestellte, oder von dem grossen Geiste Teotl, wenn er die Gestalt einer Unter-Gotttheit annimmt, erlegte Schlange, ist der Genius des Bösen, ein wahrer *κακοδαίμων*. Bei den Egyptiern wurde diese Idee nicht durch die Schlange 2), sondern durch den Hippopotamus ausgedrückt.

Die unbekleideten Figuren, wie die in der Gruppe no. X; und die Göttin der Wollust, Ixcuina oder Tlazolteacihua 3) genannt, kommen in den mexicanischen Gemälden äusserst selten vor. Gewöhnlich sind die Statuen ungebildeter Völker bekleidet, und erst die Verfeinerung der Kunst stellt den nackten Körper in der natürlichen Schönheit seiner Formen dar. Auch ist es sehr bemerkenswerth, daß man unter den mexicanischen Hieroglyphen gar nichts findet, was ein Symbol der Zeugungskraft, oder den Cultus des *Lingam* verriethe, der doch in Indien, und unter allen Völkern, welche mit den Hindu's in Berührung gestanden haben, so verbreitet ist. Herr Zoëga hat die Bemerkung gemacht, daß das Emblem des Phallus eben so wenig in egyptischen Werken von hohem Alterthum vorkommt, und glaubte daraus schliessen zu dürfen, daß dieser Cultus nicht so alt sei, als man gewöhnlich annimmt. Diese Behauptung ist aber den Nachrichten völlig entgegen, welche Hamilton,

1) Paullinus de S. Bartholomaeo, *Codices, Avenses*, p. 235.

2) Zoëga, S. 445. n. 35.

3) Codex Borgianus, Mss. fol. 73.

Sir William Jones und Herr Schlegel aus dem *Siva pourana* 1), dem Kasi Khanda, und aus mehreren andern, im Samskrit geschriebenen, Werken geschöpft haben. Indefs ist es ausser Zweifel, daß die Anbetung der zwölf Lingam's, welche von dem Gipfel des Imaus (Himavata) gekommen sind, nicht bis zur Epoche der ersten Traditionen der Hindus hinaufreicht. Doch muß man sich wundern, daß man unter so vielen Berührungspunkten, welche alle Verbindungen zwischen dem östlichen Asien und dem neuen Continent verrathen, keine Spur von der Verehrung des Phallus gefunden hat. Uebrigens bemerkt Herr Langlès 2) ausdrücklich, daß die *Vaichnava*, oder die Anhänger des Vischnu in Indien, dieses Emblem der Zeugungskraft, welches in den Tempeln des Siva und seiner Gattin, der Göttin des Ueberflusses, Bhavani, verehrt wird, verabscheuen. Könnte man daher nicht annehmen, daß es auch unter den nach dem Nord-Osten verjagten Buddhisten eine Sekte giebt, welche den Cultus des Lingam verwirft, und daß wir von diesem gereinigten Buddhismus einige schwachen Spuren unter den americanischen Völkern finden?

Sechszehnte Kupfertafel.

Ansicht des Chimborazo und des Carguairazo.

Die Anden-Cordillera theilt sich bald in verschiedene Zweige, die durch, der Länge nach sich erstreckende, Thäler von einander getrennt sind, bald bildet sie nur Eine einzige Masse, welche in vulkanische Spitzen ausgezackt ist. Bei unsrer früher gegebenen Beschreibung des Uebergangs über den Quindiu (Kupfert. V.) versuchten wir einen geolo-

1) Catalogue des manuscrits samscrits de la bibliothèque impériale, p. 36 u. 50.

2) Recherches asiatiques, tom. I. p. 215.

gischen Abriss der Verzweigung der Cordilleren im Königreich Neu-Granada, zwischen dem $2^{\circ} 30'$ und dem $5^{\circ} 15'$ der Nord-Breite, zu entwerfen. Auch haben wir zugleich bemerkt, wie die grossen Thäler, zwischen den beiden Seiten-Aesten und der Central-Kette, Bassin's zweier beträchtlicher Flüsse sind, deren Grund noch niedriger über dem Meeresspiegel steht, als das Bette der Rhone, wo ihr Wasser das Thal von Sive in den Oberalpen ausgegraben hat. Reist man von Popayan südwärts, so sieht man auf dem dürren Plateau der Provinz de los Pastos die drei Ketten-Glieder der Anden in eine Gruppe zusammentreffen, welche sich weit jenseits des Aequators erstreckt.

Diese, im Königreich Quito gelegene, Gruppe stellt von dem Flusse Chota an, der sich durch Basalt-Gebirge hinwindet, bis zum Paramo vom Assuay, auf welchem sich die merkwürdigen Reste peruanischer Baukunst erheben, eine ganz eigene Ansicht dar. Die höchsten Gipfel stehen in zwei Reihen, die einen doppelten Kamm der Cordillera bilden, und diese kolossalen, mit ewigem Schnee bedeckten, Berg-Spitzen haben den Operationen der französischen Akademiker, bei ihrer Messung des Aequatorial-Grads, zu Signalen gedient. Ihre symmetrische Stellung auf zwei, von Norden nach Süden laufenden, Linien verführte Bouguer'n, sie als zwei, durch ein, der Länge nach laufendes, Thal getrennte Ketten-Glieder anzusehn. Allein, was dieser berühmte Astronom den Grund eines Thals nennt, ist der Rücken der Anden selbst, und ein Plateau, dessen absolute Höhe zweitausend siebenhundert bis zweitausend neunhundert Meters beträgt. Es ist von Wichtigkeit, einen solchen doppelten Gebirgs-Kamm nicht mit einer wirklichen Verzweigung der Cordilleren zu verwechseln.

Die mit Bimsstein bedeckte Ebene, welche den ersten Plan der Zeichnung bildet, die wir hier beschreiben, ist ein Theil des Plateau's, das den westlichen Kamm von dem öst-

lichen der Anden von Quito scheidet. In diesen Ebenen ist die Bevölkerung des wunderbaren Landes vereinigt, und hier liegen die Städte, welche dreissig - bis fünfzigtausend Einwohner zählen. Hat man einige Monate auf diesem hohen Plateau gelebt, wo sich der Barometer immer auf 0^m, 54 hält, so wird man von einer unwiderstehlichen Täuschung hingerissen, und vergisst es nach und nach völlig, daß alles, was den Beobachter umgiebt, daß diese Dörfer mit der Industrie eines Gebirgsvolks, diese, mit Lama's und europäischen Schafen bedeckten, Weiden, diese, mit lebendigem Gehege von Duranta und Barnadesia eingefassten, Obst-Gärten, diese sorgfältig bearbeiteten und reiche Ernten versprechenden, Aecker, gleichsam in die hohen Regionen der Atmosphäre aufgeknüpft sind; und man erinnert sich kaum, daß der Boden, den man bewohnt, höher über den nahen Küsten des stillen Meeres liegt, als der Gipfel des Canigu über dem Bassin des mittelländischen Meeres.

Betrachtet man den Rücken der Cordilleren als eine ungeheure, von fernen Gebirgsmassen begränzte, Ebene, so gewöhnt man sich, die Ungleichheiten des Kamms der Anden als eben so viele isolirte Spitzen anzusehn. Der Pichincha, der Cayambe, der Cotopaxi, und alle diese vulkanischen Pik's, welche mit eigenen Nahmen bezeichnet sind, unerachtet sie bis über die Hälfte ihrer ganzen Höhe nur Eine Masse ausmachen, scheinen in den Augen der Bewohner von Quito eben so viele einzelne Berge, die sich mitten auf einer waldlosen Ebene erheben, und diese Täuschung wird um so vollständiger, da die Einschnitte des doppelten Kamms der Cordilleren bis zu der Fläche der hohen bewohnten Ebenen hinabreichen. Die Anden stellen sich daher auch nur in großer Entfernung wie von der Küste des großen Ozeans, oder von den Steppen, welche sich an ihrem östlichen Abhang hinstrecken, als eine völlige Kette dar. Steht man hingegen auf dem Rücken der Cordilleren selbst, entweder

im Königreich Quito, oder in der Provinz de los Pastos, oder noch nördlicher, im Innern von Neu-Spanien, so sieht man blos einen Haufen einzelner Berggipfel, und Gruppen isolirter Gebirge, welche sich von dem Central-Plateau losmachen; denn je größer die Masse der Cordilleren ist, um so schwerer findet man es, ihren Bau und ihre Form im Ganzen aufzufassen.

Und dennoch wird das Studium dieser Form und dieser Gebirgsphysiognomie, wenn ich den Ausdruck wagen darf, durch die Richtung der hohen Ebenen, welche den Rücken der Anden bilden, wunderbarlich erleichtert. Reist man von der Stadt Quito nach dem Paramo Assuay, so sieht man auf einer Länge von sieben und dreissig Meilen nach einander westwärts die Spitzen des Casitagua, Pichincha, Atacazo, Corazon, Iliniza, Carguairazo, Chimborazo und Cunambay, und gegen Osten die Gipfel des Guamani, Antisana, Passuchoa, Rumiñavi, Cotopaxi, Quelendaña, Tungurahua und Capa-Urcu erscheinen, welche sämtlich mit Ausnahme von dreien oder vieren sind, als der Mont-Blanc. Diese Gebirge stehen auf eine Weise da, daß sie, vom Central-Plateau aus betrachtet, statt sich gegenseitig zu bedecken, vielmehr in ihrer wahren Gestalt, wie auf das azur- ne Himmelsgewölbe gemahlt, darstellen. Man glaubt auf einem und demselben vertikalen Plan ihren ganzen Umriss zu sehen; sie erinnern an den imposanten Anblick der Küsten von Neu-Norfolk und der Cook-Flusses, und gleichen einem schroffen Uferland, das sich aus dem Meere hebt, und um so näher scheint, da kein Gegenstand zwischen ihm und dem Auge des Beobachters steht.

Wie sehr indess der Bau der Cordilleren und die Form des Central-Plateau's die geologischen Beobachtungen begünstigen, und wie leicht sie es dem Reisenden machen, die Umrisse des doppelten Kamms der Anden in der Nähe zu untersuchen, so verkleinert die ungeheure Höhe dieses

Plateau's dafür auch die Gipfel, welche, auf Inselchen in den weiten Raum der Meere gestellt, wie der Mowna-Roa und der Pic von Teneriffa, durch ihre furchtbare Höhe Stauen erregen würden. Die Ebene von 'Tapia (die man auf dem ersten Plan der sechszehnten Kupfertafel sieht, und auf der ich, bei Riobamba-Nueva, die Gruppe des Chimborazo und des Carguairazo gezeichnet habe) hat eine absolute Höhe von zweitausend einhundert und ein und neunzig Metern, (vierzehnhundert und drei und achtzig Toisen;) ist also nur ein Sechszehntheil niedriger als der Aetna. Der Gipfel des Chimborazo reicht somit bloß dreitausend sechshundert und vierzig Meters über die Höhe dieses Plateau's weg, und demnach vier und achtzig Meters weniger als die Spitze des Mont-Blanc über die Priorei von Chamonix; denn die Verschiedenheit des Chimborazo und des Mont-Blanc's verhält sich ungefähr wie die der Höhe des Plateau's von Tapia und des Grundes vom Chamonix-Thale. Auch der Gipfel des Pic's von Teneriffa ist, gegen die Lage der Stadt Orotava verglichen, höher, als der Chimborazo und der Mont-Blanc über Riobamba und Chamonix.

Gebirge, welche uns durch ihre Höhe in Erstaunen setzen würden, wenn sie am Meeres-Ufer stünden, scheinen auf den Rücken der Cordilleren gestellt, bloße Hügel. Quito z. B. lehnt sich an einen kleinen Kegel, Javirac genannt, der den Bewohnern dieser Stadt nicht höher vorkommt, als der Montmartre oder die Höhe von Meudon den Parisern; und dennoch hat er, nach meinen Messungen, dreitausend einhundert und ein und zwanzig Meters (1600 Toisen) absolute Höhe, und erhebt sich demnach beinahe so hoch, als der Gipfel des Marboré, einer der höchsten Spitzen der Pyrenäen-Kette.

Neben allen Wirkungen dieser Täuschung, welche durch die Höhe der Plateau's von Quito, von Mulalo und von Riobamba verursacht wird, würde man dennoch auf den Küsten

oder auf dem östlichen Anhang des Chimborazo vergebens eine Stelle suchen, welche eine so prächtige Ansicht der Cordillera gestattete, als ich sie, mehrere Wochen lang, von der Ebene von Tapia aus genossen habe. Steht man auf dem Rücken der Anden, zwischen dem doppelten Kamm, den die kolassalen Spitzen des Chimborazo, des Tungurahua und des Cotopaxi bilden, so ist man ihren Gipfeln immer noch nahe genug, um sie unter sehr ansehnlichen Höhenwinkeln zu sehen. Steigt man aber gegen die Wälder herab, welche den Fuß der Cordilleren einschließen, so werden diese Winkel sehr klein; denn wegen der ungeheuren Masse der Gebirge entfernt man sich, je mehr man sich der Meeresfläche nähert, sehr schnell von den Gipfeln.

Ich habe die Umrisse des Chimborazo und des Carguairazo mit Anwendung derselben graphischen Mittel gezeichnet, wie ich sie bei der Beschreibung meiner Zeichnung des Cotopaxi angegeben habe. Die Linie, welche die untere Gränze des ewigen Schnees bezeichnet, ist immer noch etwas höher, als der Mont-Blanc; denn dieser Berg würde unter dem Aequator blos zuweilen mit Schnee bedeckt werden. Die, sich gleich bleibende, Temperatur dieser Zone macht die Wirkung, daß die Gränze des ewigen Eises nicht so unregelmäßig ist, wie in den Alpen und in den Pyrenäen. Auf dem nördlichen Abhang des Chimborazo, zwischen diesem Berg und dem Carguairazo, zieht sich der Weg hin, welcher von Quito nach Guayaquil, gegen die Küsten des stillen Meeres, führt. Die, mit Schnee bedeckten, Auswüchse, welche sich auf dieser Seite erheben, erinnern durch ihre Form an die des Dome du Gouté, vom Chamonix-Thal aus betrachtet. Auf einer schmalen Gräte, welche sich auf der Süd-Seite aus dem Schnee erhebt, versuchten wir, Herr Bonpland, Hr. Montufar und ich, die Spitze des Chimborazo's zu erreichen. Trotz dem dicken Nebel, und der Schwierigkeit, in der dünnen Luft Athem

zu hohlen, brachten wir doch Instrumente auf eine beträchtliche Höhe. Der Punkt, wo wir stille hielten, um die Inklination der Magnetnadel zu beobachten, scheint viel höher, als alle andere, welche je von Menschen auf Gebirgeshöhen erreicht worden sind, und liegt eilfhundert Meters erhabener, als die Spitze des Montblanc, auf die es Herrn Saussure, dem gelehrtesten und beherztesten Reisenden, nach Besiegung viel größerer Schwierigkeiten, als wir auf unsrer Besteigung des Chimborazo fanden, vorzudringen gelungen ist. Solche mühevollen Unternehmungen, deren Erzählung gewöhnlich die Aufmerksamkeit des Publikums im höchsten Grade anzieht, werfen indeß nur wenige Resultate für die Wissenschaften ab; denn der Reisende befindet sich auf einem, mit Schnee bedeckten, Boden, in einer Schichte von Luft, deren chemische Mischung der in den niedrigeren Gegenden gleich kommt, und in einer Lage, wo feinere Versuche nicht mit der nöthigen Genauigkeit angestellt werden können.

Vergleicht man die Kupfertafel V., X. und XVI. in diesem Werk mit denen in dem geographischen und physikalischen Atlas, welcher meinen Versuch über das Königreich Neu-Spanien begleitet, so erkennt man drei verschiedene Arten von Hauptformen, die den Gipfeln der Anden eigen sind. Die noch thätige Vulkane, welche nur einen einzigen, ausserordentlich weiten, Krater haben, sind konische Gebirge, mit mehr oder weniger abgestumpfter Spitze, wie der Cotopaxi, der Popocatepec und der Pic von Orizaba. Andre Vulkane, deren Gipfel sich nach einer Menge Eruptionen gesenkt hat, stellen zakichte Kämme, schiefe Spitzen, und zerbrochene, Einsturz drohende, Felsen dar. Von der Art sind z. B. der Altar, oder der Capac-Urcu, ein Gebirg, das einst höher war, als der Chimborazo, und dessen Zerstörung eine, in der Natur-Geschichte des neuen Continents merkwürdige, Epoche bezeichnet; und der Carguai-

razo, welcher grossentheils in der Nacht vom 19. Juli 1698 zusammenstürzte. Wasserströme und Thonauwürfe brachen dazumal aus den geöffneten Seiten des Bergs hervor, und machten die ihn umgebenden Gefilde unfruchtbar. Diese schreckliche Katastrophe war überdies von einem Erdbeben begleitet, das Tausende von Einwohnern in den nahen Städten, Hambato und Llactacunga, verschlang.

Die dritte, und die majestätischste Form der hohen Anden-Gipfel ist die des Chimborazo, dessen Spitze abgerundet ist. Sie erinnert an die kraterlosen Auswüchse, die die elastische Kraft der Dünste in Gegenden auftreibt, wo die grottenreiche Rinde des Globus durch unterirdische Feuer unterminiert ist. Die Ansicht von Granit-Gebirgen hat nur eine schwache Aehnlichkeit mit der des Chimborazo's. Die Granit-Gipfel sind abgeplattete Halbkugeln, und die Trapp-Porphyr's bilden die hochaufstrebenden Kuppeln. So sieht man an den Küsten der Südsee, wann die Luft nach den langen Winterregen plötzlich sehr durchsichtig geworden ist, den Chimborazo, wie eine Wolke, am Himmel erscheinen. Er hat sich völlig von den, ihm benachbarten, Spitzen losgemacht, und erhebt sich über die ganze Anden-Kette, wie jener majestätische Dom, das Werk von Michael Angelo's Genie, über die antiken Denkmale, welche das Capitol einfassen.

Siebenzehente Kupfertafel.

Ein peruanisches Monument auf dem Cañar.

Die hohen Ebenen, welche sich auf den Rücken der Cordilleren vom Aequator bis zum 3° der Süd-Breite erstrecken, stossen auf eine Masse von Gebirgen, welche viertausend fünfhundert, bis viertausend achthundert Meters hoch sind, und, wie ein ungeheurer Damm, den östlichen

Kamm der Anden von Quito mit ihrem westlichen verbinden. Diese Gebirgs-Gruppe, auf welcher der Porphyr den Glimmer-Schiefer und andre Fels-Arten von primitiver Bildung bedeckt, ist unter dem Nahmen des *Paramo del Assuay* bekannt. Um von Riobamba nach Cuenca und in die schönen, durch ihren Reichthum von China-Rinde so berühmten, Wälder von Loxa zu gelangen, mußten wir unsern Weg über dieselbe nehmen. Die Reise über den Assuay ist besonders in den Monaten Juni, Juli und August sehr gefährlich, weil um diese Zeit in dieser Gegend eine Menge Schnee's fällt, und die eiskalten Süd-Winde wehen; da nun die große Strasse nach meinen, im Jahr 1802 angestellten, Messungen beinahe auf der Höhe des Montblanc sich hinzieht, so sind die Reisenden einer ausserordentlichen Kälte ausgesetzt, und ist nicht leicht ein Jahr, wo nicht mehrere durch die Stürme zu Grunde gehn. Mitten auf diesem Wege, in einer absoluten Höhe von viertausend Meters, kommt man über eine Ebene von mehr denn sechs Quadrat-Meilen Umfang. Diese Ebene (was ein merkwürdiges Licht über die Bildung von hohen Plateau's verbreitet) befindet sich beinahe in gleicher Höhe mit den Steppen, welche einen Theil des, mit ewigem Schnee bedeckten, Vulkans von Antisana einfassen. Indefs sind beide Plateau's, deren geologischer Zustand so auffallende Aehnlichkeiten hat, über fünfzig Meilen von einander entfernt. Sie enthalten sehr tiefe Seen mit süßem Wasser, die mit dickem Rasen von Alpen-Gräsern eingefast sind, aber kein Fisch und beinahe kein Wasser-Insekt belebt ihre Einsamkeit.

Der *Llano del Pullal* (so nennt man die hohen Ebenen des Assuay) hat einen ausserordentlich sumpfigen Boden. Mit Erstaunen fanden wir auf Höhen, die viel ansehnlicher sind, als die des Pic's von Teneriffa, prachtvolle Reste einer, von den peruanischen Incas angelegten, Strasse. Mit grossen behauenen Steinen eingefast, darf man sie den

schönsten Heerstrassen der Römer vergleichen, die ich in Italien, in Frankreich und in Spanien gesehen habe. Sie ist völlig gerade gezogen, und hat dieselbe Richtung auf einer Ausdehnung von sechs bis achttausend Meters. Hundert und zwanzig Meilen südlich vom Assuay haben wir ihre Fortsetzung gefunden, und man glaubt in dem Lande selbst, daß sie bis nach der Stadt Cuzco geführt habe. Bei dieser Strasse über den Assuay, auf der absoluten Höhe von viertausend zwei und vierzig Meters (2047 Toisen) liegen die Ruinen vom Pallast des Inca Tupayupangi, dessen Gemäuer, gewöhnlich *los paredones* genannt, ziemlich niedrig sind.

Steigt man südwärts von dem Paramo del Assuay herab, so findet man, zwischen den Pachthöfen von Turche und von Burgay ein andres Denkmal alter peruanischer Baukunst, das unter dem Nahmen *Ingapilca*, oder des kleinen Forts von Cañar, bekannt ist. Dieses Fort, wenn man anders ein, in eine Plattform sich endendes, Hügelchen so heissen darf, ist weniger wegen seiner Grösse, als weil es sich so vortreflich erhalten hat, merkwürdig. Eine, von grossen Werksteinen aufgeführte, Mauer erhebt sich etwa fünf bis sechs Meters, und bildet ein sehr regelmässiges Oval, dessen grosse Achse nahe zu acht und dreissig Meters Länge hat. Die Fläche innerhalb ist mit schöner Vegetation bedeckt, welche die mahlerische Wirkung der Landschaft noch erhöht. Mitten in der Einfassung steigt ein Haus auf, das nur zwei Gemächer, und etwa sieben Meters Höhe hat. Beides, wie es auf der sechszebenden Kupfertafel vorgestellt ist, gehört zu einem Mauer- und Fortifikations-System, wovon ich weiter unten reden werde, und das über hundert und fünfzig Meters lang ist. Der Schnitt der Steine, die Vertheilung der Thore und Nischen, die vollkommene Aehnlichkeit, welche zwischen diesem Gebäude und denen von Cuzco obwaltet, lassen keinen

Zweifel über den Ursprung dieses *militärischen Denkmals*, das zur Beherbergung der Incas diente, wenn sie zuweilen von Peru nach dem Königreich Quito reiseten. Die Grundmauren einer Menge von Gebäuden rings um die Einfassung verrathen, daß in Cañar ehemals hinlänglich Raum war, um das kleine Armee-Korps unterzubringen, welches die Incas gewöhnlich auf ihren Reisen begleitete. Unter diesen Grundmauren habe ich einen, mit vieler Kunst behauenen, Stein gefunden, der vorne auf der Zeichnung abgebildet ist, und dessen Gebrauch ich nicht zu errathen vermocht habe.

Was an diesem kleinen, von einigen Stämmen von *Schinus molle* umgebenen, Denkmal am meisten auffällt, ist die Form seines Dachs, welche mit denen der europäischen Häuser völlige Aehnlichkeit hat. Einer der ersten Geschichtschreiber America's, Pedro de Cieça de Leon, der im Jahr 1541 seine Reisen zu schreiben anfieng, giebt von mehreren Häusern der Inca's in der Provinz *de los Canares* genauere Nachricht, und sagt ausdrücklich 1): „daß „die Gebäude von Thomebamba eine so vortreflich gemachte „Bedeckung von Baumästen haben, die sich, wenn sie nicht „vom Feuer verzehrt wird, Jahrhunderte lang erhalten „kann.“ Dieser Bemerkung zu Folge sollte man glauben, der Giebel des Hauses von Cañar sei erst nach der Eroberung angebracht worden. Was diese Hypothese am meisten begünstiget, ist der Umstand, daß auch offene Fenster in diesem Theil des Gebäudes angebracht sind; denn in den Wohnungen von der ältesten peruanischen Architektur findet man eben so wenig Fenster, als in den Resten der Häuser von Pompeja und Herculaneum.

Auch Herr von La Condamine ist in seiner sehr merk-

1) Pedro de Cieça de Leon, *Chronica del Peru*. (Antwerpen, 1554). Tom. I. C. XLIV. p. 120.

würdigen Denkschrift über einige alte Monumente von Peru 1) geneigt, zu glauben, daß dieser Giebel nicht aus den Zeiten des Incas sei. Er sagt: „er sei vielleicht von neuer Arbeit, und bestehe nicht aus Werkstein, wie das übrige Gebäude, sondern aus einer Art von, an der Luft getroknetem, und mit Stroh geknetetem, Baksteine.“ Auch setzt er an einer andern Stelle hinzu, daß der Gebrauch solcher Baksteine, die die Indianer *Ticas* nennen, den Peruanern lang vor der Ankunft der Spanier bekannt gewesen, und daß daher die Höhe des Giebels, obgleich aus Baksteinen bestehend, dennoch von alter Arbeit seyn könne.

Ich bedaure sehr, daß ich die Denkschrift des Herrn von La Condamine nicht schon vor meiner Reise nach Amerika gekannt habe. Uebrigens bin ich weit entfernt, Zweifel gegen die Beobachtungen dieses berühmten Reisenden zu erregen, den seine Arbeiten lange in der Gegend des Cañars aufgehalten, und der auch weit mehr Muße, als ich, hatte, dieses Denkmal zu untersuchen. Indefs wundert mich doch, daß weder Herrn Bonpland, noch mir, da wir an Ort und Stelle selbst die Frage untersuchten, ob das Dach dieses Gebäudes erst zur Zeit der Spanier angesetzt worden sei, die geringste Verschiedenheit in der Construction, welche man zwischen der Mauer und dem Giebel finden will, aufgefallen ist. Ich bemerkte keine Baksteine (*Ticas* oder *Adobes*), sondern glaubte bloß Werksteine zu erkennen, welche mit einer Art von gelblichem Stuk überzogen waren, der leicht losbrach, und *Ichu*, oder geschnittenes Stroh enthielt. Der Besitzer eines benachbarten Pachthofs, der uns auf unsrer Wanderung nach den Trümmern des Cañar begleitete, rühmte sehr, wieviel seine Voreltern zur Zerstörung dieser Gebäude beigetragen hätten, und erzählte uns, daß das abhängige Dach nicht auf europäische Weise, das heißt, mit

1) Memoires de l'Académie de Berlin, 1746. S. 444.

Ziegeln, sondern mit sehr kleinen und schön polierten Stein-Platten bedeckt gewesen sei. Dieser Umstand verführte mich dazumal am meisten zu der, wahrscheinlich irrigen, Meinung, daß der Rest des Gebäudes, mit Ausnahme der vier Fenster, sich noch in dem Zustand befinde, in welchem er zur Zeit der Incas gewesen ist. Wie dem sei, so muß man eingestehen, daß der Gebrauch von Dächern mit spitzigen Winkeln in einem Gebirgsland, wo häufiger Regen fällt, von grossem Nutzen gewesen seyn müßte. Indefs sind diese abhängigen Dächer den Eingebornen der Nord-West-Küste von America bekannt, und sie waren es sogar in den ältesten Zeiten im südlichen Europa, wie mehrere griechische und römische Denkmale, besonders die Reliefs an der Trajans-Säule und die Landschaft-Gemälde beweisen, welche man in Pompeja gefunden, und die vormals in der prächtigen Sammlung zu Portici aufbewahrt wurden. Bei den Griechen ist der Winkel oben am Dach ein stumpfer Winkel; bei den Römern hingegen, die unter einem minder schönen Himmel lebten, wurde es schon ein rechter Winkel, und je weiter man gegen Norden kommt, desto abhängiger findet man die Dächer.

Die Zeichnung, welche sich auf der siebenzehnten Kupfer-tafel befindet, wurde von Herrn Gmelin, einem wegen seiner Talente und mannichfaltigen Kenntnisse, mit allem Recht berühmten, Künstler, in Rom nach einer Skizze von mir verfertigt. Er beehrte mich während meines letzten Aufenthalts in Italien mit seiner besondern Freundschaft, und ich verdanke vieles, das der Aufmerksamkeit des Publikums in diesem Werke nicht ganz unwürdig scheinen könnte, seinen Bemühungen.

Achtzehnte Kupfertafel.

Der Fels von Inti-Guaicu.

Steigt man von dem Hügel, dessen Spitze durch das Fort vom Cañar gekrönt ist, in ein, vom Fluß Gulan ausgegrabenes, Thal herab, so findet man kleine, in den Felsen ausgehauene, Pfade, die nach einer Kluft führen, welche in der Guichua-Sprache *Inti-Guaicu*, oder die *Schlucht der Sonne*, heisst. In diesem einsamen Orte, den eine schöne, kraftvolle Vegetation umschattet, erhebt sich eine isolierte Masse von Sandstein, welche nur vier bis fünf Meeters Höhe hat. Eine Seite dieses kleinen Felsen ist durch ihre Weisse merkwürdig; das Ganze ist schnurgerade, wie von Menschenhänden, behauen. Auf dem ebenen und weissen Raume erblickt man concentrische Kreise, welche das Bild der Sonne vorstellen, wie man es im Anfang der Civilisation aller Völker der Erde findet. Diese Kreise sind schwarzbräunlich, und lassen in ihnen halbverlöschte Züge erkennen, welche Augen und Mund bezeichnen. Der Fuß des Felsens ist in Stufen ausgehauen, die nach einem, gleichfalls in ihm angebrachten, Sitze führen, und dieser steht gerade so, daß man durch ein Loch das Bild der Sonne anschauen kann.

Als der Inca Tupayupangi, erzählen die Eingebornen, mit seiner Armee zur Eroberung des Königreichs Quito, das dazumal durch den Conchocando von Lican beherrscht wurde, vorrückte, entdeckten die Priester auf diesem Stein die Gottheit, deren Cultus bei den unterjochten Völkern eingeführt werden sollte. Die Bewohner von Cuzco wähten überhaupt überall das Bild der Sonne zu sehen, so wie die Christen unter allen Zonen auf den Felsen Kreuze, oder die Spur vom Fuß des Apostels Thomas gefunden haben. Der peruanische Fürst und seine Soldaten sahen die Entdeckung des Felsens von Inti-Guaicu als eine sehr glückliche Vorbedeu-

deutung an, und wahrscheinlich bauten die Incas deshalb auch eine Wohnung auf dem Cañar; denn es ist bekannt, daß sich die Abkömmlinge von Manco-Capac selbst als die Kinder des Tags-Gestirnes betrachteten. Diese letztere Meinung begründet eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dem ersten Gesetzgeber von Peru, und dem von Indien 1), welcher sich gleichfalls *Vaivasaouta*, oder Sohn der Sonne, nannte.

Untersucht man den Felsen von Inti-Guaicu indess genauer, so entdeckt man, daß die concentrischen Kreise blos kleine Erzadern von braunem Eisen sind, wie sie in allen Sandstein-Bildungen gewöhnlich sind. Die Züge, welche Augen und Mund bezeichnen, sind offenbar mit einem metallischen Werkzeug eingegraben, und man kann wohl annehmen, daß sie von den peruanischen Priestern hinzugefügt worden sind, um den Volksglauben leichter für ihr Gaukelspiel zu gewinnen. Nach der Ankunft der Spanier lag den Missionären alles daran, den Eingebornen jeden Gegenstand alter Verehrung aus den Augen zu rücken, und so erkennt man denn auch noch die Spuren des Meissels, womit man das Bild der Sonne auslöschen wollte.

Den merkwürdigen Untersuchungen des Herrn Vaters zufolge hat das Wort *Inti*, Sonne, mit keinem bekannten Idiom des alten Continents Aehnlichkeit. Ueberhaupt aber hat man in den drei und achtzig americanischen Sprachen, welche dieser achtungswerthe Gelehrte und Herr Barton aus Philadelphia untersucht haben, bis jetzt nur hundert sieben und dreißig Wurzeln aufgefunden, die auch in den asiatischen und europäischen Sprachen vorkommen, und zwar in denen der Mantschu-Tataren, der Mongolen, der Celten, der Basken und der Esthländer. Dieses merkwürdige Resultat

1) Menou II. oder Satyavrata. *Recherches asiatiques*, tom. I. S. 170. tom. II. S. 172. Paolin, *Systema Brachman*. S. 141.

tat scheint unsern oben, bei Gelegenheit der mexicanischen Mythologie geäußerten, Satz zu beweisen. Es ist wirklich kein Zweifel, daß der größte Theil der Eingebornen von America zu einer Menschen-Race gehört, welche, schon gleichsam in der Wiege der Welt von dem übrigen Menschen-Geschlecht getrennt, in der Natur und Verschiedenheit ihrer Sprachen, wie in den Zügen und der Bildung ihres Schädels, unbestreitbare Beweise einer langen und völligen Isolirung an den Tag legt.

Neunzehnte Kupfertafel.

Ynga-Chungana, in der Nähe vom Cañar.

Nördlich von den Ruinen des Cañar erhebt sich eine Anhöhe, die sich gegen das Haus des Inca sanft herabdehnt, gegen das Thal von Gulan hin aber beinahe senkrecht abgeschnitten ist. Nach den Ueberlieferungen der Eingebornen machte dieses Hügelchen einen Theil der Gärten aus, welche das alte peruanische Fort umgaben. Wir fanden hier, wie bei der *Sonnenschlucht*, eine Menge kleiner Pfade, die von Menschenhänden am Abhang eines, kaum mit vegetabilischer Erde bedeckten, Abhangs angebracht sind.

In den Gärten von Chapoltepec, bei Mexico, betrachtet der europäische Reisende die Cypressen (*Cupressus disticha*, L.), deren Stämme über sechszehn Meters Umfang haben, und welche man mit Wahrscheinlichkeit noch unter den Königen von der aztekischen Dynastie gepflanzt glaubt, mit theilnehmender Aufmerksamkeit. In den Gärten des Inca hingegen haben wir uns vergebens nach einem Baum umgesehen, dessen Alter über ein halbes Jahrhundert hinaufgestiegen wäre. Nichts verräth den Aufenthalt der Incas in diesen Gegenden, als ein kleines steinernes, am Rand eines Abgrunds aufgestelltes, Denkmal, über dessen Bestim-

mung die Bewohner des Landes sich noch nicht vereinigen konnten.

Dieses kleine Denkmal, *Spiel der Incas* genannt, besteht in einer einzigen Steinmasse. Bei seiner Errichtung haben die Peruaner den Kunstgriff der Egyptier, bei Aushauung des Sphinx von Djizeh, angewendet, von welchem Plinius ausdrücklich sagt: „*ex saxo naturali elaborata*.“ Der Quartz-Sandstein, der seine Basis bildet, wurde dermassen verkleinert, daß nach Wegschaffung der Schichten, welche seinen Gipfel bildeten, blos ein, mit einer Einfassung umgebener, Sitz übrig geblieben ist, den man auf dieser Kupfertafel sieht. Man muß sich wundern, wie ein Volk, das eine ungeheure Menge Werksteine bei der schönen Heerstrasse vom Assuay gebraucht hat, zu einem so bisarren Mittel geschritten ist, um eine, nur einen Meter hohe, Mauer aufzuführen. Aber alle peruanischen Werke tragen das Gepräge eines arbeitsamen Volkes, das gerne Felsen durchbricht, Schwierigkeiten sucht, um seine Geschicklichkeit in ihrer Ueberwindung zu zeigen, und den unbedeutendsten Gebäuden gerne einen Karakter von Dauerhaftigkeit aufdrückt, welcher glauben läßt, daß es zu einer andern Zeit viel beträchtlichere Denkmale aufgeführt habe.

Von weitem gleicht der Ynga-Chungana einem Kanapee, dessen Rücklehne mit einer Art kettenförmiger Arabesken verziert ist. Tritt man in die ovale Einfassung selbst, so sieht man, daß hier blos für eine einzige Person Sitz ist, aber sehr bequem, und so, daß sie die herrlichste Aussicht auf die Tiefe des Thals von Gulan genießt. Ein kleiner Fluß schlängelt sich durch dieses Thal hin, und bildet mehrere Kaskaden, deren Schaum durch die Büsche von Gunnera und von Melastomen hindurchschimmert. Der rohgearbeitete Sitz würde die Gärten von Ermenonville und Richmond schmücken, und der König, der sich diesen Platz gewählt, hatte Sinn für Naturschönheiten,

und gehörte zu keinem Volk, das wir Barbaren zu nennen berechtigt sind.

Ich habe in dieser Anlage nichts als einen, an einer herrlichen Stelle am Rand eines Abgrunds, über dem schroffen Abhang einer Anhöhe, die ein Thal beherrscht, angebrachten, Sitz mit einer Rücklehne sehen können. Allein die alten Indianer, die Antiquare des Lands, finden diese Erklärung zu einfach, und versichern, daß die, an dem Rand der Einfassung eingehauene, Kette zu kleinen Kugeln diene, welche man darin zur Belustigung des Fürsten in Bewegung setze. Nun ist nicht zu läugnen, daß sich der Rand, auf welchem sich die Arabeske befindet, etwas einsenkt, und daß die Kugel, wenn sie mit Kraft losgeschneilt wurde, da, wo die Mauer auffallend niedriger ist, sich eben so hoch, als sie gefallen war, wieder heben konnte. Wäre diese Hypothese aber richtig, müßte man am Ende der Kette nicht irgend ein Loch finden, in welches die Kugeln nach ihrem Laufe hätten fallen müssen? Die Stelle, wo die Mauer der Einfassung am niedrigsten ist, die dem Sitz entgegengesetzte Seite, hängt freilich mit einer Oefnung zusammen, die man, am Rande des Abgrunds, im Felsen erblickt. Ein enger, in den Sandstein ausgehauener, Pfad führt in diese Grotte, in welcher sich, nach der Angabe der Eingebornen, von Atahualpa verborgene Schätze befinden. Auch versichert man, daß ehemals ein Wasserfaden über diesen Pfad geflossen sey. Muß man etwa hierin das *Spiel des Inca* finden, und war die Einfassung gerade so angebracht, daß der Fürst bequem sehen konnte, was auf dem schroffen Abhang des Felsens vorgieng? — Wir behalten uns übrigens vor, in der Beschreibung unsrer Reise nach Peru wieder auf diese Grotte zurück zu kommen.

Zwanzigste Kupfertafel.

Das Innere vom Hause des Inca's auf dem Cañar.

Diese Kupfertafel stellt den Plan und das Innere des kleinen Gebäudes vor, welches mitten auf dem freien Platze in der Citadelle von Cañar steht, und von Herrn von La Condamine für ein Wachthaus gehalten worden ist. Ich habe mich bei dieser Zeichnung um so grösserer Genauigkeit beflissen, da die, auf dem Rücken der Cordillera, von Cuzco bis Cayambe, oder vom 13^o der Süd-Breite bis zum Aequator, verbreiteten, Reste von peruanischer Architektur im Behauen der Steine, in der Form der Thüren, in der symmetrischen Vertheilung der Nischen, und dem völligen Mangel an äusserlichen Ornamenten, den nemlichen Karakter haben. Diese Einförmigkeit geht so weit, daß alle Wirthshäuser (*Tambos*), welche längs der grossen Heerstraßen stehen, und in dem Lande selbst Häuser oder Palläste des Inca genannt werden, von einander kopiert zu seyn scheinen. Die peruanische Baukunst erhob sich überhaupt nicht über die Bedürfnisse eines Gebirgsvolks, und kannte weder Pilaster, noch Colonnen, noch Gewölbe-Bögen. In einem Lande voll zakichter Felsen, und auf beinah ganz baumlosen Plateau's entsprossen, konnte sie nicht, wie die griechische und römische Architektur, die Verschlungenheit eines Gebälks in Holz nachahmen; sondern Einfachheit, Symmetrie und Dauerhaftigkeit mußten die drei Grundzüge werden, welche alle peruanischen Bauten so vortheilhaft auszeichnen.

Die Zitadelle vom Cañar und die, sie umgebenden, viereckigen Gebäude sind nicht von dem Quartz-Sandstein aufgeführt, der den Thonschiefer und den Porphyr des Asuay bedeckt, und in dem Garten des Inca, wo man in das Thal von Gulan herabsteigt, offen da liegt. Auch sind keine Granite dabei gebraucht worden, wie Herr von La Con-

damine geglaubt hat, sondern ein sehr harter Trapp-Porphyr, der mit Glas-Feldspath und Amphibol durchsprengt ist. Vielleicht wurde dieser Porphyr in den grossen Brüchen, die man auf einer Höhe von viertausend Metern, und in einer Entfernung von mehr denn drei Meilen vom Cañar, bei dem See de la Cubrilla findet, gebrochen. Wenigstens ist es ausgemacht, daß diese Brüche die schönen Steine zu dem Hause des Inca's geliefert haben, das in der Ebene von Pullal, auf einer Höhe liegt, die der Puy-de-Dome, auf den Gipfel des Canigu gestellt, erreichen würde.

Uebrigens findet man unter den Ruinen vom Cañar die ungeheuren Steine nicht, die man an den peruanischen Gebäuden von Cuzco und den benachbarten Gegenden bemerkt. Acosta hat zu Traquanaco welche gemessen, die zwölf Meters (acht und dreissig Fufs) Länge, 5^m 8 (achtzehn Fufs) Breite, und 1^m 9 (sechs Fufs) Dicke haben. Pedro Cieça de Leon sah gleich grosse unter den Ruinen von Tiahuanaco 1); ich habe aber in der Zitadelle vom Cañar keine Steine gesehen, die über sechs und zwanzig Decimeters (acht Fufs) lang gewesen wären. Ueberhaupt sind sie minder bemerkenswerth wegen ihrer Masse, als wegen ihrer äusserst schönen Bearbeitung. Die meisten sind ohne allen Schein eines Mörtels zusammengefügt; doch sieht man solchen an einigen, die Zitadelle umgebenden, Gebäuden, und in den drei Häusern des Inca's auf dem Pullal, deren jedes über acht und fünfzig Meters Länge hat. Er ist ein Gemisch von kleinen Steine und von Thon-Märgel, welcher aufbraust, wenn man Säuren darauf gießt; ein ächter Mörtel, wovon ich, vermittelst eines Messers, beträchtliche Stücke aus den Zwischenräumen von den parallelen Absätzen der Steine losgebrochen habe. Dieser Umstand verdient Aufmerksamkeit; denn die Reisenden vor mir haben alle versichert, daß die

1) Cieça, Chronica del Peru (Antwerpen, 1554.) S. 254.

Peruaner den Gebrauch des Mörtels nicht gekannt hätten. Diese Behauptung ist aber bei den Peruanern eben so unrichtig, als bei den Egyptiern. Erstere gebrauchten nicht nur einen mägerartigen Mörtel, sondern bedienten sich bei den grossen Gebäuden von Pacaritambo 1) eines Asphalt-Mörtels (*Betun*), also einer Bauart, die im höchsten Alterthum schon an den Ufern des Euphrat und Tigris gewöhnlich war.

Der Porphyr, welcher bei den Gebäuden vom Cañar gebraucht wurde, ist in Form eines Parallelepipedium, und so vollkommen behauen, dafs, wie Herr von La Condamine sehr richtig bemerkt hat, ihre Fugen unbemerkt seyn würden, wenn ihre äussere Fläche eben wäre 2). Diese ist aber an jedem Stein etwas convex, und gegen den Rand zu schräg abgeschnitten, so dafs die Fügungen kleine Kannelierungen bilden, welche zur Zierde dienen sollen. Dieser Schnitt von Steinen, den die italienischen Baukünstler *bugnato* nennen, findet sich auch an den Ruinen vom Callo, bei Mulalo, wo ich ihn genau nachgezeichnet habe 3), und giebt den peruanischen Gebäuden mit gewissen römischen Werken, wie z. B. mit dem *Muro di Nerva* in Rom, grosse Aehnlichkeit.

Was die Denkmahle von peruanischer Architektur besonders charakterisiert, ist die Form der Thüren, welche gewöhnlich neunzehn bis zwanzig Decimeters (sechs bis acht Fufs) Höhe haben, damit der Inca oder andre grosse Herrn, auch wenn sie von ihren Vasallen auf Tragsesseln getragen ankamen, hindurch konnten. Die Grundmauern dieser Thüren waren nicht parallel, sondern liefen etwas zusammen, damit man wahrscheinlich minder breite Sturz-Steine an-

1) ib. S. 234.

2) Mémoires de l'Académie de Berlin, 1746. S. 443.

3) Siehe Kupfertafel XXIV.

bringen konnten. Die, in den Mauern angebrachten, Nischen (*Hoco*), welche zu Schränken dienten, nähern sich der Form der *porte rastrate*. Das Zusammenlaufen der Grundmauren giebt den peruanischen Gebäuden eine gewisse Aehnlichkeit mit den egyptischen, in welchen der Sturz immer kürzer ist, als die untere Oefnung der Thüren. Zwischen den *Hocos* befinden sich cylinderförmige Steine, mit polierter Fläche, die fünf Decimeters weit über die Mauer hervorspringen, und, wie uns die Eingebornen versicherten, dazu dienten, Waffen oder Kleider aufzuhängen. In den Winkeln der Mauren bemerkt man überdies Zwerchstücke von Porphyr, und von ganz bisarrer Form. Herr von La Condamine ist der Meinung, daß sie zur Verbindung beider Mauren gedient haben; ich möchte aber lieber glauben, daß die Stricke der *Hamacs* an diesen Zwerchstücken festgebunden wurden; wenigstens findet man sie von Holz zu gleichem Zweck in allen indianischen Hütten am Orinoko.

Die Peruaner haben eine bewundernswürdige Kunst in Behauung der härtesten Steine gezeigt. La Condamine und Bouguer sahen an alten, zur Zeit der Incas aufgeführten, Gebäuden Ornamente von Porphyr, welche Thierlarven vorstellten, an denen die Naslöcher durchbrochen waren, und bewegliche, aus demselben Stein verfertigte Ringe trugen 1). Schon als ich durch den Paramo de l'Assuay über die Cordillera gieng, und die ungeheuren, aus den Porphyr-Brüchen von Pullal gezogenen, und zum Bau der grossen Inca-Strassen gebrauchten, Werksteine sah, stiegen Zweifel bei mir dagegen auf, daß die Peruaner keine andere Werkzeuge gekannt haben, als Aexte von Kieselstein; ich vermuthete daher, daß die Reibung nicht das einzige Mittel gewesen seyn könnte, dessen sie sich bedienten, um die Steine

1) Mémoires de l'Académie de Berlin, 1746. S. 452. Taf. 7. fig. 4.

flach zu machen, oder ihnen eine regelmässige, einstimmige Konvexität zu geben. Somit kam ich auf den Gedanken, daß sie Instrumente von Kupfer besessen, welches, bis auf einen gewissen Grad mit Zinn vermischt, eine grofse Härte gewinnt. Diese Vermuthung wurde wirklich durch einen alten peruanischen Meissel, welcher in Vilcabamba, bei Cuzco, in einem, schon zur Zeit der Incas bearbeiteten, Silberbergwerk gefunden wurde, bestätigt. Dieses kostbare Werkzeug, das ich der Freundschaft des Paters Narcissus Gilbar verdanke, und glücklich nach Europa gebracht habe, ist zwölf Centimeters lang, und zwei breit. Die Materie, aus welcher es besteht, wurde von Herrn Vauquelin analysiert, und zu 0,94 Kupfer, und 0,06 Zinn befunden. Dieses *schneidende Kupfer* der Peruaner ist beinah mit dem an den Aexten der Gallier identisch, welche das Holz so gut hauen, als ob sie von Stahl wären. Ueberhaupt aber wurde überall auf dem alten Continent im Anfang der Civilisation der Völker der Gebrauch des, mit Zinn gemischten, Kupfers (Aes, χαλκος) dem des Eisens vorgezogen, und dieses sogar da, wo letzteres längst bekannt war.

Ein und zwanzigste Kupfertafel.

*Ein, auf dem grossen Platze von Mexico
gefundenes aztekisches Basrelief.*

Die, auf der dritten Kupfertafel vorgestellte, Domkirche von Mexico, ist auf die Ruinen des *Teocalli's*, oder vom *Hause des Gotts Mexitli* gegründet. Dieses pyramidal förmige Monument wurde 1486 von König Ahuizotl erbaut, und hatte sieben und dreissig Meters Höhe von seiner Basis, bis zu der oberen Plattform, von der aus man eine prächtige Aussicht auf die Seen, auf das sie umgebende, mit Dörfern übersäte, Land, und auf den Gebirgs-Vorhang, der das Thal einfasst, geniefst. Die Plattform, wel-

che den Kämpfern zuweilen zum Zufluchts-Ort diente, war mit zwei thurmformigen Kapellen gekrönt, deren jede siebenzehn bis achtzehn Meters hoch war, wodurch der ganze Teocalli eine Höhe von vier und fünfzig Meters gewann. Der Steinhaufen dieser Pyramide diente nach der Belagerung von Tenochtitlan dazu, die Plaza Mayor zu erhöhen. Grube man daher in einer Tiefe von acht bis zehn Meters nach, so würde man ohne Zweifel eine Menge kollossaler Idole und anderer Reste von aztekischer Bildnerei finden; und wirklich wurden auch die drei merkwürdigen Denkmale, die wir in diesen Werken beschreiben werden, der sogenannte *Opferstein*, die kolossale Statue der Göttin Teoyaomiqui und der *mexicanische Kalender-Stein*, bei Gelegenheit entdeckt, da der Vice-König, Graf von Revillagigedo, den grossen Platz von Mexico etwas niedriger machen und ebenen liess. Auch hat mich eine sehr glaubwürdige Person, welche die Aufsicht über diese Arbeit führte, versichert, dass die Grundmauren des Doms mit einer unzähligen Menge von Idolen und Reliefs umgeben, und dass die drei, eben angeführten, Porphyrmassen die kleinsten von denen sind, welche man dazumal in einer Tiefe von zwölf Meters gefunden hat. Bei der *Capilla del Sagrario* entdeckte man einen ausgehauenen Felsen, der sieben Meters lang, sechs breit und drei hoch war. Die Arbeiter wollten ihn in Stücke schlagen, da sie ihn nicht herausbringen konnten; glücklicherweise wurde dies aber noch durch einen Kanonikus an der Domkirche, den Herrn Gamboa, einen unterrichteten Freund der Künste, verhindert.

Der Stein, welchen man gewöhnlich den Opferstein nennt (*piedra de los sacrificios*), hat eine cylindrische Form, drei Meters Länge, und elf Decimeters Höhe. Rings ist er mit einem Bas-Relief umgeben, in welchem man zwanzig Gruppen von zwei Figuren, alle in derselben Stel-

lung gezeichnet, erkennt. Eine von beiden Figuren ist immer dieselbe, nemlich ein Krieger, oder vielleicht ein Gott, der seine linke Hand auf den Helm eines Manns stützt, welcher ihm zum Pfand seines Gehorsams Blumen überreicht. Herr Dupé, den ich am Anfang dieses Werks anzuführen Gelegenheit hatte, hat dieses ganze Relief kopiert, und ich überzeugte mich an Ort und Stelle selbst von der Genauigkeit seiner Zeichnung, aus der ich die merkwürdigste Gruppe mit dem bärtigen Manne ausgehoben, und auf vorliegender Kupfertafel mitgetheilt habe. Man bemerkt an den mexicanischen Indianern im Durchschnitt etwas mehr Bart, als an den übrigen Eingebornen von America, und man sieht sogar welche mit Schnauzbärten. Gab es vielleicht einst eine Provinz in diesem Lande, wo die Einwohner lange Bärte trugen? Oder wurde dieser Bart etwa später beigefügt? Oder ist er nur ein Theil der fantastischen Zierathen, mit welchen die Krieger ihren Feinden Schrecken einzujagen suchten?

Herr Dupé ist, wie mich dünkt, der richtigen Meinung, daß diese Bildnerei die Eroberungen eines aztekischen Königs darstelle. Der Sieger ist immer derselbe; der besiegte Krieger aber trägt die Kleidung des Volks, dem er angehört, und dessen Repräsentant er so zu sagen ist. Hinter letzterem steht die Hieroglyphe, welche die eroberte Provinz bezeichnet. In *Mendoza's Sammlung* sind die Eroberungen eines Königs gleichfalls durch einen Schild, oder einen Bund Pfeile angezeigt, welche zwischen dem König und den symbolischen Charakteren, oder Wappen der unterjochten Länder angebracht sind. Da die mexicanischen Gefangenen in den Tempeln geopfert wurden, so kann es natürlich scheinen, daß die Triumphe eines kriegerischen Königs rings um den furchtbaren Stein dargestellt waren, auf welchem der *Tepiltzin* (der Opfer-Priester) dem unglücklichen Schlacht-Opfer das Herz aus dem Leibe riss.

Was dieser Hypothese besondern Glauben verschafft hat, ist eine ziemlich tiefe Rinne, die, auf der Oberfläche angebracht, zum Abfluß des Bluts gedient zu haben scheint.

Trotz solchen anscheinenden Beweisen möchte ich dennoch glauben, daß dieser sogenannte *Opfer-Stein* nie auf der Spitze eines Teocalli gestanden hat, sondern einer der Steine gewesen ist, welche Temalacatl hiessen, und auf denen der *Gladiatoren-Kampf* zwischen dem, zum Opfer bestimmten, Gefangenen und einem mexicanischen Krieger gehalten wurde. Der wahre Opferstein, der die Plattform der Teocalli's krönte, war grün, entweder von Jaspis oder vielleicht von axinischem Bitterstein. Er hatte die Form eines Parallelepipeden's, war fünfzehn bis sechzehn Decimeters lang, und Einen Meter breit, und seine Fläche war konvex, damit die Brust des, auf ihm ausgestreckten, Schlacht-Opfers höher zu liegen kam, als der übrige Körper. Kein Geschichtschreiber spricht davon, daß sich Bildhauerarbeit an diesem grünen Steine gefunden habe, und schon die Härte des Jaspis und des Bittersteins war der Ausführung eines Basreliefs entgegen. Vergleicht man überhaupt den cylindrischen Porphyrblock, der auf dem großen Platz von Mexico gefunden wurde, mit den länglichten Steinen, auf welche das Schlacht-Opfer niedergeworfen wurde, wenn sich der Topiltzin mit seinem Messer von Obsidian näherte, so sieht man bald, daß zwischen beiden nicht die geringste Aehnlichkeit, weder in Materie noch in Form, obwaltet.

Dagegen erkennt man in der Beschreibung, welche uns Augenzeugen von dem Temalacatl, oder dem Steine gemacht haben, worauf der, zum Opfer bestimmte, Gefangene kämpfen mußte, leicht den Stein, dessen Relief Herr Dupé gezeichnet hat. Der unbekannte Verfasser des, unter dem Titel: *Relazione d'un gentiluomo di Fernando Cortez*, von Ramusio herausgegebenen, Werks sagt aus-

drücklich, daß der Temalacatl die Form eines Mühlsteins hatte, drei Fuß hoch, rings herum mit ausgehauenen Figuren verziert, und groß genug war, damit zwei Personen auf demselben fechten konnten. Dieser Cylinder krönte eine Anhöhe von drei Metern Erhabenheit. Die, durch Muth oder Stand ausgezeichneten, Krieger wurden für das *Opfer der Gladiatoren* aufgespart. Auf den Temalacatl gestellt, und von einer ungeheuren Menge Zuschauer umgeben, mußten sie nacheinander mit sechs mexicanischen Kriegern streiten. Waren sie glücklich genug, diese zu überwinden, so schenkte man ihnen die Freiheit, und ließ sie in ihr Vaterland zurückkehren; fiel aber der Gefangene im Kampfe, so schleppte ihn ein Priester, Chalchiuhtepetl genannt, sogleich lebend oder todt auf den Altar, um ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen.

Es könnte wohl seyn; daß der Stein, welcher in den, um die Domkirche her vorgenommenen, Grabungen gefunden worden ist, derselbe *Temalacatl* wäre, den Cortez *Gentilhuomo* bei der Einfassung des großen Teocalli's von Mexitli gesehen haben will. Die Figuren des Reliefs sind beinahe sechzig Decimeters hoch. Ihre Fußbekleidung ist sehr merkwürdig; denn der Sieger hat am Ende des linken Fußes eine Art von Schnabel, der zu seiner Vertheidigung bestimmt zu seyn scheint. Es ist auffallend, daß diese Waffe, von der ich bei andern Völkern nichts ähnliches kenne, bloß am linken Fusse vorkommt. Diese Figur, deren unterer Körper an den ältesten etrurischen Styl erinnert, hält den Besiegten an dem Helme fest, den er mit der linken Hand gefaßt hat. In vielen mexicanischen Mahlereien, welche Schlachten vorstellen, sieht man gleichfalls Krieger, die Waffen in der linken Hand halten, mit der sie überhaupt mehr zu wirken scheinen, als mit der rechten.

Beim ersten Blick könnte man glauben, diese Bisarrerie hänge mit besondern Gewohnheiten zusammen; untersucht

man aber eine Menge historischer Hieroglyphen der Mexicaner, so findet man, daß ihre Mahler den Figuren die Waffen, je nachdem es die symmetrische Anordnung der Gruppen begünstigte, bald in die rechte, bald in die linke Hand geben, und ich habe auffallende Beispiele hievon bei Durchblätterung des *Codex anonymus*, im Vatikan gefunden, in welchem Spanier mit dem Degen in der linken Hand dargestellt sind 1). Uebrigens bezeichnet diese Sonderbarkeit, beide Hände zu verwechseln, den Anfang der Kunst. Man begegnet ihr auch auf einigen egyptischen Reliefs, wo sogar die rechte Hand zuweilen an dem linken Arm befestiget ist, so daß sich der Daumen an der äussern Seite der Hand zu befinden scheint. Gelehrte Alterthumskenner glaubten in dieser ausserordentlichen Zusammensetzung etwas Geheimnißvolles zu finden; Herr Zoëga schreibt sie aber blos der Laune oder Nachlässigkeit des Künstlers zu. Uebrigens zweifle ich sehr daran, daß dieses, den *Temalacatl* umgebende, Basrelief und so manche andre Bildhauerarbeiten in Basalt-Porphyr blos mit Werkzeugen von Bitterstein oder ähnlichen, sehr harten Steinen ausgeführt worden sind. Freilich habe ich vergebens nach irgend einem Meissel von Metall, den die alten Mexikaner gebraucht hätten, und wie ich einen aus Peru mitgebracht habe, geforscht; allein Antonio de Herrera sagt doch im zehnten Buch seiner Geschichte von West-Indien ausdrücklich, daß die Bewohner der Küsten-Provinz Zacatollan, zwischen Acapulco und Colima, zwei Arten von Kupfer bearbeiteten, von denen die eine hart oder schneidend, die andre fletschbar gewesen sei. Aus dem harten Kupfer hätte man Aexte, Waffen und andre landwirthschaftliche Werkzeuge verfertigt; das fletschbare aber zu Vasen, Wärmepfannen und andrem Haushaltungs-Geräthe gebraucht. Da nun die Küste von Zacatollan den

Köni-

1) Cod. vat. anon, fol. 86,

Königen von Anahuac unterworfen war, so scheint es doch nicht wahrscheinlich, daß man noch in der Nähe der Hauptstadt fortgefahren habe, die Steine durch Reibung zu bearbeiten, wenn man Meißel von Metall haben konnte. Ohne Zweifel war dieses schneidende Kupfer, wie das, in Vilcabamba gefundene, Werkzeug, und wie die peruanische Axt, die Godin einst dem Herrn von Maurepas gesandt, und welche der Graf Caylus als aus *gehärtetem Kupfer* bestehend geglaubt hat, eine Mischung von Kupfer und Zinn.

Zwei und zwanzigste Kupfertafel.

Basalt-Felsen und Kaskade von Regla.

Bei jeder Veränderung von Breite und Klima verändert sich auch die Ansicht der organischen Natur, die Form der Thiere und der Pflanzen, welche jeder Zone einen besondern Charakter aufdrücken, und, mit Ausnahme einiger Wasser- und kryptogamischen Gewächse, ist der Boden in jeder Region mit verschiedenen Pflanzen bedeckt. Dieses ist nun mit der wilden Natur, mit der Masse von erdigen Substanzen, welche die Oberfläche unsres Planeten bedecken, der Fall nicht; denn derselbe verwitterte Granit, auf welchem unter dem kalten Himmel von Lappland das *Vaccinium*, die *Andromeden* und die rennthiernährende Lungenflechte wachsen, findet sich auch unter den Gebüschern von baumartigem Farrnkraut, von Palmen und *Heliconia*, deren glänzende Blätter sich nur unter Einwirkung der Aequator-Hitze entwickeln. Landet der Nordländer nach einer langen Schiffahrt an der fernen Küste einer andern Halbkugel, so wundert er sich mitten unter einer Menge neuer Produkte dieselben Schichten von gewöhnlichem Schiefer, von Glimmer-Schiefer und Trapp-Porphyr zu finden, wie sie die dürren Küsten des alten Kontinents an dem Eismeere bilden. Unter allen Kli-

maten hat die Stein-Rinde des Globus dasselbe Ansehen, und der Reisende erkennt überall, in einer, für ihn völlig neuen, Welt, nicht ohne Rührung, die Felsen seines Vaterlandes wieder.

Diese Analogie der nicht organischen Natur erstreckt sich auf die kleinsten Phänomene, welche man oft blossen Lokal-Ursachen zuschreiben möchte. In den Cordilleren, wie in den europäischen Gebirgen zeigt der Granit manchmal Zusammenhäufungen in Form abgeplatteter, und in concentrische Lagen abgetheilter, Sphäroiden. In den Tropenländern, wie unter der gemässigten Zone, findet man im Granit jene reichen Massen von Glimmer und Amphibol, welche schwärzlichen, in ein Gemisch von Feldspath und milchfarbigem Quarz eingeschlossenen, Kugeln gleichen. Der Schillerspath kommt in dem Serpentin von Cuba, wie in dem von Deutschland vor, und die Mandelsteine und die Perlsteine scheinen mit denen, welche man am Fufs der Carpathen antrifft, identisch. In den entlegensten Regionen sind die Secondär-Felsarten nach dergleichen Gesetzen auf einander gestellt, und überall bezeugen die nämlichen Denkmale dieselbe Folge von Revolutionen, welche nach und nach die Oberfläche des Globus verändert haben.

Erhebt man sich übrigens zu den physischen Ursachen, so wundert man sich weniger darüber, dafs die Reisenden keine neuen Felsarten in den entlegenen Ländern entdeckt haben. Das Klima wirkt auf die Form der Thiere und Pflanzen, weil das Spiel der Verwandtschaften, das die Entwicklung der Organe beherrscht, zugleich durch die Temperatur der Atmosphäre und die aus den verschiedenen, durch die chemische Wirkungskraft gebildeten, Combinationen modifiziert wird. Allein auf die Bildung der Felsarten kann die ungleiche Vertheilung der Wärme, welche eine Folge der schiefen Richtung der Ekliptik ist, keinen auffallenden Einflufs gehabt; vielmehr mufs diese Bildung selbst auf die Tem-

peratur des Globus und der, ihn umgebenden, Luft mächtig gewirkt haben. Wenn grosse Massen von Materie aus dem flüssigen Zustand in den der Trockenheit übergehen, so kann dieses nicht ohne eine grosse Entwicklung von Wärmestoff geschehen. Diese Betrachtungen scheinen auf die ersten Wanderungen der Thiere und Pflanzen einiges Licht zu werfen, und ich wäre beinahe versucht, aus dieser progressiven Erhöhung der Temperatur mehrere wichtige Probleme, und zwar besonders das Daseyn indischer Produkte, welche in nördlichen Ländern in der Erde gefunden werden, zu erklären, wenn ich nicht die Menge von geologischen Träumen zu vermehren fürchten müßte.

Die Basalte von Regla, welche auf dieser Kupfertafel vorgestellt sind, liefern einen unwidersprechlichen Beweis dieser Identität der Formen, welche an den Felsen der verschiedenen Klimate bemerkt wird. Ein gereiseter Mineraloge braucht diese Zeichnung nur anzusehn, um die Basalt-Formen im Vivarais, in den euganeischen Gebirgen, oder am Vorgebirge von Antrim, in Irland, wieder zu erkennen. Die kleinsten, in den europäischen Säulen-Felsen beobachteten Zufälligkeiten finden sich auch in dieser Gruppe von mexicanischen Basalten. Eine so grosse Analogie des Bau's läßt aber auch dieselben Ursachen vermuthen, die, in sehr verschiedenen Epochen, unter allen Klimaten gewirkt haben; denn die, mit Thonschiefern und kompakten Kalksteinen bedekten, Basalte müssen von ganz andrem Alter seyn, als die, welche auf Lagen von Steinkohlen und auf Geschieben ruhen.

Die kleine Cascade von Regla liegt, fünf und zwanzig Meilen nord-östlich von Mexico, zwischen den berühmten Bergwerken von Real del Monte und den mineralischen Wassern von Totonilco. Ein kleiner Fluß, der die, zum Verquicken nöthigen, Stampfwerke in Regla treibt, Werke, welche über zehn Millionen Livres gekostet haben, bahnt sich durch

Gruppen von Basalt-Felsen seinen Weg. Die herabstürzende Wassermasse ist sehr ansehnlich; aber ihr Fall beträgt bloß sieben bis acht Meters. Die, sie umgebenden, Felsen, deren Zusammenstellung an die Grotte von Staffa, auf den hebridischen Inseln erinnert, die Contraste der Vegetation, das wilde Ansehn und die Einsamkeit des Orts machen diese Kaskade höchst mahlerisch. Auf beiden Seiten der Schlucht erheben sich Säulen-Basalte, die über dreißig Meters hoch, und dicht mit Cactus und Yucca filamentosa überzogen sind. Die Prismen haben gewöhnlich fünf und auch sechs Seiten, und manchmal bis auf zwölf Decimeters Breite. Mehrere haben ganz regelmässige Fügungen. Jede Colonne enthält einen cylindrischen Kern von gröfserer Dichtigkeit, als die ihn umgebenden Theile. Diese Kerne sind wie in die Prismen eingefasst, welche, bei ihrem horizontalen Bruch, sehr merkwürdige Wölbungen zeigen. Ich habe diese Formen, welche man in den Basalten vom Kap Fairhead wieder findet, links auf dem ersten Plan meiner Zeichnung angegeben.

Die meisten Säulen von Regla sind völlig senkrecht gestellt; doch bemerkt man auch einige, ganz nahe beim Wasserfall, die sich 45° ostwärts neigen. Etwas entfernter sind welche in horizontaler Richtung. Ueberhaupt scheint jede Gruppe bei ihrer Bildung besondern Anziehungskräften nachgegeben zu haben. Die Masse dieser Basalte ist indess sehr homogen; Herr Bonpland hat in derselben Kerne von kornförmigen Peridot, von crystallisiertem Mesotyp umgeben, gefunden. Die Prismen ruhen, was für die Geologen sehr merkwürdig ist, auf einer Thon-Schichte, unter welcher man gleichfalls wieder Basalt antrifft. Im Durchschnitt ist der Basalt von Regla auf den Porphyr von Real del Monte gestellt; da hingegen ein kompakter Kalk-Felsen dem Basalt von Totonilco zur Basis dient. Die ganze Basalt-Gegend steht aber zweitausend Meters über dem Spiegel des Ozeans.

Die meisten Säulen von Regla sind völlig senkrecht
steht; doch bemerkt man auch einige, ganz nahe beim Ver-
fall, die sich 25° vorwärts neigen. Etwas merkwürdiger
ist die in horizontaler Richtung. Der Haupt scheint die
Gruppe der Säulen besonders in der Richtung der
Säulen zu haben. Die Säulen dieser Gruppe ist jedoch nicht
homogen; hier Regla steht in der Mitte von kräfti-
gen, von crystallinischen Monotyp umgeben
gefunden. Die Prismen stehen, wie für die Geologen be-
merkenswert ist, auf einer Tuff-Schicht, unter welcher
gleichfalls wieder Basalt ansteht. Im Durchschnitt ist die
Säule von Regla aus dem Porphyry von Regla der Monte-guerra
zu hängen ein kompakter Kalkstein von Regla der
Tuffe von Regla. Die ganze Gruppe von Säulen
zweihundert bis über das Spitz der Säulen.

Die meisten Säulen von Regla sind völlig senkrecht
steht; doch bemerkt man auch einige, ganz nahe beim Ver-
fall, die sich 25° vorwärts neigen. Etwas merkwürdiger
ist die in horizontaler Richtung. Der Haupt scheint die
Gruppe der Säulen besonders in der Richtung der
Säulen zu haben. Die Säulen dieser Gruppe ist jedoch nicht
homogen; hier Regla steht in der Mitte von kräfti-
gen, von crystallinischen Monotyp umgeben
gefunden. Die Prismen stehen, wie für die Geologen be-
merkenswert ist, auf einer Tuff-Schicht, unter welcher
gleichfalls wieder Basalt ansteht. Im Durchschnitt ist die
Säule von Regla aus dem Porphyry von Regla der Monte-guerra
zu hängen ein kompakter Kalkstein von Regla der
Tuffe von Regla. Die ganze Gruppe von Säulen
zweihundert bis über das Spitz der Säulen.

Humboldt, Alexander von, 1769-1859

Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente americanischer Völker

Bd.: 2

Tübingen (1810)

lt.sing. 468 lp-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467069-7